

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031



an könnte sie auch eine Standrede nennen, oder eine Strafpredigt, oder eine Lobrede. Von allem dem kommt etwas vor.

„Omnibus“ wäre noch am besten, aber der Hinkende hat sich das Wort gegeben, in seinem Kalender keine auffallenden

Fremdwörter mehr zu gebrauchen. Also sangen wir an:

Biffer 1. Grüß Gott, lieber Leser, und ein glückseliges neues Jahr!

Biffer 2. „Ich thu's! Wer thut mit?“ So habe ich auch in meinem 74er Kalender in der Strafpredigt gegen die Verwälschung unserer deutschen Sprache und gegen den fränkischen Land gerufen. Es ging mir aber mit meiner Predigt, wie es manchem Pfarrer mit der seinigen geht, die andächtigen Zuhörer schliefen, und ich predigte tauben Ohren. Da und dort hat vielleicht Einer über die Strafpredigt gelacht, hat gesagt: „Der Hinkende ist doch ein drolliger Kauz“, und hat dann gerufen: „Garçon, eine Portion Forellen au bleu!“ Ich habe mein Wort gehalten. Zu manchem Kaufmann bin ich hinausgelaufen und habe die Ladenthür zugeschlagen, weil der Herr Kaufmann keine gute deutsche Waare mit französischen Marken gefälscht und mit englischen Marken verunehrt hätte; in manchem Gasthause bin ich zur vordern Thüre hinein und zur hintern wieder hinaus gegangen, weil der Kellner mich mit einer französischen Scheitelallee und mit französischen Redensarten empfing. Aber ein Grimm überfiel mich jedesmal über dieses deutsche Ochsenfleisch in einer französischen Brühe, und wenn ich noch Student gewesen wäre, ich hätte acht Tage Karzer daran gesetzt, diesen Kerls die Fenster einzuwerfen. Nie hat mich Jemand an einer Wirthstafel sitzen sehen, auf der ein französisches Menu aufgelegt war. Doch, ein einziges Mal, aber es war keine Wirthstafel, sondern ich war eingeladen und habe mir's trotz dem Menu und trotzdem es an einem Vendredy, nicht an einem Freitag war, zur Ehre gerechnet. Daß die Dubarry, die berühmte Geliebte Ludwig XV. war, habe ich gewußt, daß sie aber auch in Potasche sich ausgezeichnet, habe ich erst aus dem Menu ersehen, nach welchem Potage à la Dubarry gegeben wurde. Auch der berühmte Richelieu glänzte auf dem Menu als Ochsenfleisch: „Filet de boeuf à la Richelieu“, und hat der große Staatsmann bei Lebzeiten gewiß nicht geahnt, daß die dankbare Nachwelt ihn auf ihrer Speisekarte feiern werde. Mir aber diente es zu einer Art Beruhigung, daß ich auf zwei Franzosen einhauen konnte, auf einen Kardinal und auf eine Maitresse, und wenn auch kein Blut dabei floß, so war's doch französischer Schaumwein.

„Ein ächter deutscher Mann mag keinen Franzmann leiden,

„Doch seine Weine trinkt er gern.“

Und nun gar die Frauenzimmer! In den Befreiungskriegen haben sie ihren Schmutz, sogar ihre Haare auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt, heute beziehen sie ihre Haare und sonstige körperliche Schönheiten, ihre Hüte und Kleider aus Paris. Und ihre Männer dulden's?! O ihr armen Dulder! Da möchte man...! Doch halt! Wenn ich auf diesen faulen Fleck komme, da könnte ich grob werden, und Damen gegenüber, auch wenn sie.... Na, nichts für ungut. —

Nebrigens haben bei meiner 74er Strafpredigt doch nicht alle meine Zuhörer sich dem Genuße eines Kirchenschlössleins hingegeben, mehrere haben nicht geschlafen, einige haben aufgepaßt, und einige haben sich's sogar zu Herzen genommen. Da ist z. B. mein Freund, der Kürschner Groß aus dem 74er. Wenn in einer ächten Jesuiten-Kirche ein Mord geschehen ist, oder wenn die Alttholiken Gottesdienst darin gehalten haben, oder bei einem ähnlichen fürchtbaren Verbrechen, da wird die Kirche für entheiligt erklärt und muß frisch geweiht und geweißelt werden. Herr Groß ist aber noch weiter gegangen, er hat seinen durch die Londoner und Pariser Mützen entheiligten deutschen Laden nicht nur frisch geweiht und geweißelt, nein, er hat ihn ganz zusammenreißen und sehr schön wieder neu aufbauen lassen. Der ausgestopfte Wolf unter dem Schaufenster hat eine neue rothe Zunge bekommen und frische Zähne, die er gegen Jedermann stets, der an der Deutlichkeit seines Herrn zweifeln will. Außen an dem Laden ist nichts mehr von „Magasin de pelleteries“ zu lesen und in dem Laden nichts mehr von ausländischen Mützen zu finden. Nur bei dem Pelzwerk hat er sich einige verzeihliche unheimliche Ausnahmen erlauben müssen, da auf unsern deutschen Jagden vorerst noch keine Eisbären, keine Zobel und keine Moschusthiere geschossen werden.

Ferner haben das Herz des Hinkenden erfreut die Architekten und Ingenieure. Nun, daß die deutsch sind, durch und durch, versteht sich von selbst, das Fach bringt's mit sich, und beim

Ausflug ihrer XV. Versammlung nach Baden-Baden haben sie sich's nach einem ächt deutschen Speisezettel schmecken lassen — der Hinkende war auch dabei — und ich kann versichern, der „Rehbraten mit Rahmtunke und Salat“ hat ihnen mindestens eben so gut gemundet, als so ein „filet de chevreuil rôti, sauce grand veneur, salade renversée“. — Auch dem „Gewerbe-Verein zu Crimmitschau“ dankt der Hinkende für seine Zuschrift; der hat bei seinem Stiftungsfeste an 18. Januar 1874 „deutsch“ getanz und „deutsch“ gegessen, und sein Wahlspruch ist:

„In unserem Gewerbeverein
„Laßt stets uns gute Deutsche sein,
„Der sonst'ge Streit trennt hier uns nicht,
„Hier gibt es kein Parteigericht.
„Des wadern Deutschen fleiß'ge Hand,
„Die deutsche Sitte, deutsches Land,
„Die hatten wir in Ehren doch;
„Auf denn, dem Vaterland ein Hoch!“



Generaldirektor Stephan.

Die Verse könnten vielleicht besser sein, der Wahlspruch nicht, der wird jedem deutschen Vereiner zur Ehre gereichen, und wer sich ihn erwählt und darnach handelst, dem drückt der Hintende als Freund die Hand. —

Und nun, Ende gut, Alles gut, der Stephan, der deutsche Postdirektor Stephan in Berlin. Der Herr Stephan ist ein gar vornehmer Herr und ich weiß nicht, ob er den „Lahrer Hintenden“ liebt; aber um so größere Ehre für ihn, wenn er's aus eigenem Antrieb gethan hat. Der hat als deutschgesinnter, aufgeklärter Mann eingesehen, daß es an der Zeit sei, auch unsere antliche Geschäftsprache von dem ausländischen Quark zu reinigen, und hat es besonders als Pflicht hochgestellter, einflußreicher Männer erkannt, in diesem deutschen Reinigungswerke der großen Menge mit gutem Beispiele voranzugehen. Bei der deutschen Reichspost wird nicht mehr „rekommandirt“, sondern „eingeschrieben“, es giebt kein



•Poste res'ante? — „Nein, katholisch!“

kommt und fragt nach einem Briefe von seinem Sohne Protas, beim Cavall, da fragt der Postbeamte nicht mehr wie früher: „poste restante?“, worauf dann der Michel jedes Mal ganz entrüstet antwortet: „nein katholisch“, sondern der Beamte fragt jetzt „postlagernd?“ und das kann selbst ein Klostermichel aus Pfaffenheiligen verstehen.

Wächten doch die Amtsbrüder des braven deutschgesinnten Postdirektors, die Herren Präsidenten, Generaldirektoren u. ein Beispiel daran nehmen, und ihre dienstliche Stellung benützen, und innerhalb ihres Wirkungskreises auch etwas wässchen Mist hinausjagen aus ihrem antlichen Augiasstalle. Der Anstoß zur Reinigung unserer herrlichen deutschen Sprache muß aber von Oben kommen, von Unten ist da nicht viel zu hoffen. Der große, dumme, gedankenlose Haufen hat den braven Stephan ausgelacht, unsere Witzblätter, die sich anmaßen, die Vertreter des Fortschrittes und der Aufklärung zu sein, sind über den „Umschlag“ und über das „Postlagernd“ hergefallen, wie hungrige Hunde über einen Knochen; eines hat's dem andern aus den Zähnen gerissen, und die ekelhaften Reste wurden noch von den andern deutschen Blättern benagt. Das ist die Unterstützung, die der ehrenwerthe Postdirektor Stephan in seinem Streben, auch in der Sprache deutsch zu sein, in der deutschen Presse gefunden hat! Dem braven Manne aber reicht der Hintende die Hand und sagt: Hochachtung!



•Eines hat's dem andern aus den Zähnen gerissen.

den noch von den andern deutschen Blättern benagt. Das ist die Unterstützung, die der ehrenwerthe Postdirektor Stephan in seinem Streben, auch in der Sprache deutsch zu sein, in der deutschen Presse gefunden hat! Dem braven Manne aber reicht der Hintende die Hand und sagt: Hochachtung!

Wisser 3. Die Spazken. Ich weiß nicht, hat meine Gesicht die Spazken im Schnee“ im 70er Kalender

endlich die menschlichen Herzen gerührt, oder ist's das tägliche „Gedenket der armen Vögel“ der badischen Landeszeitung, oder war's der dicke Schnee selber, oder alles das zusammen, — kurz im vergangenen Winter ist für die armen Vögel gesorgt worden, und es hat mich recht von Herzen gefreut, daß nicht nur die Leute die Brodsamen von ihrem Tische auf den Fenstersims gestreut haben, sondern daß auch da und dort in Städten und Dörfern öffentliche Fütterungsplätze angelegt worden sind. Die Spazken, Finken und Meisen werden's auch im Frühjahr vergelten, wenn sie von neuen Obstbäumen das Ungeziefer ablesen, und ihr müßt's ihnen dann nicht hoch anrechnen, wenn sie sich als Veseleohn von den vollen Kirschbäumen ein paar Kirschchen holen, oder von den strotzenden Reben ein paar Traubenbeeren.

Aber auch arg wüßte Dinge hat der Schnee des vergangenen Winters an den Tag gebracht, Beispiele von der Habucht, von der Gedankenlosigkeit, von der Gemeinheit und der Grausamkeit der Menschen. Die armen Vögel wissen's wohl, und sie müssen schon starken Hunger haben, bis sie den futterstreuenden Menschen trauen, denn sie erzählen's einander, die alten Spazken und Finken den jungen, wie die Menschen ihren Hunger benützen, um sie mit Futter auf die Leimruthen, in die Schlinge, in den Reißenslag zu locken. Längs der Bergstraße, wo die herrlichen Obstbaum-Alleen uns im Frühjahr mit ihrer Blütenpracht entzücken, und uns im Herbst mit ihren Früchten laben, sind Tausende und Tausende von insektenfressenden Vögeln gefangen worden, und werden noch gefangen, um von Händlern nach Amerika verkauft zu werden. Die Amerikaner sind geschickter als wir, sie kaufen uns unsere Spazken und Finken mit theuerem Gelde ab, und lassen sie drüber fliegen und nisten, damit sie ihre Brut mit dem amerikanischen Ungeziefer füttern während wir dahüber vom deutschen Ungeziefer gefressen werden. Und dann wundern sich bei uns die Bauern, wenn im Frühjahr ihre Obstbäume voll Raupennester hängen. Es ist dumm, unverzeihlich dumm, dem Amerikaner einen deutschen Finken für 20 Pfennig zu verkaufen, während dieser Fink dir den mehr als zehnfachen Werth an Äpfeln gerettet haben würde. Es ist aber nicht allein dumm, sondern es ist auch unwaterländisch, und man sollte diesen Vogel-Verkäufern von Amtswegen das Handwerk legen.

Aber noch andere Feinde haben in diesem Schneewinter die armen Vögel gehabt, die Schulbuben. Wie viele Hunderte von Rothhaarschlingen sind nicht in den Schnee gelegt worden, um die armen hungernden und vertrauenden Vögel zu fangen, und der Mutter in die Küche zu liefern; und wenn dann das Karlehen mit einer Schnur voll halbverhungertes Spazken und Finken nach Hause kam, da konnte der gute Papa sagen: „s ist doch ein Teufelsjunge das Karlehen, gerade so war ich in meiner Jugend“, und die liebe Mama tätschelt dem Karlehen auf den Kopf und jagt: „Brav mein Söhnchen, das spart uns schon wieder ein halbes Pfund Kalbfleisch“. Die Buben denken nicht daran, wie es doch eigentlich eine schuftige und verrätherische Handlungsweise ist; es ist weniger Bosheit als Dummheit und Gedankenlosigkeit. Aber einem Dutzend von ihnen habe ich durch einige Ohrfeigen mit Eichenlaub die Gedankenlosigkeit vertrieben.

Diese gedankenlosen Buben aber sind wahre Engel gegen die Vengel, die ich hier zum Schluß meiner Spazkenpredigt an den Pranger stellen will. In einer Stadt Süddeutschlands, ich will sie nicht nennen, haben bble, verdorbene Buben, und zwar nicht aus den untersten Ständen, die Vögel, die mit Heißhunger auf das hingeworfene Futter stürzten, mit Godelkornern und andern

schädlichen Stoffen vergiftet, und sich an den Sprün- gen und Purzelbäumen der sterbenden Thierchen belustigt.

Ich bin nicht für die Prügelstrafe, ausgenommen etwa die eben genannten Ohrfeigen, wenn es aber noch nicht ge- sehen sein sollte, so er- sucht der Hintende die Herren Eltern, diesen verdorbenen Vuben die unausgezogenen Hosen mit dem Meerröhre so zu bearbeiten, daß sie acht Tage lang das Stehen dem Eigen vorziehen.



Ziffer 4. Die Maulwürfe, die machen mir auch große Sorge, oder vielmehr die Dummheit der Menschen macht mir sie. Da hat meine Stand- rede für die Maulwürfe im 66er auch nicht viel geholfen. Zu einem Ohr hinein, zum andern hinaus.

Die unausgezogenen Hosen werden mit dem Meerröhre bearbeitet.

Wenn Du in Deinen Garten kommst und Dein Kopfsalat läßt die Blätter hängen, dann weißt Du, wer der Thäter ist; Du nimmst einen Spaten, stichst den Salastock aus und findest an seiner Wurzel den Vielfraß Engerling. Der unglückliche Engerling muß seine Leidenschaft für Kopfsalat mit dem Leben bezahlen, denn mit einem wahren Wohlgefühl zermalmt Du ihn mit dem Absatz Deiner Stiefel: „Hab ich Dich einmal, Du Rader!“ Und dann schautst Du nach den Maulwurfällen in Deinem Garten, und wenn sich so ein unglücklicher Maulwurf gefangen hat, dann hebst Du ihn triumphirend am Schwänzlein in die Höhe: „Hab ich Dich einmal, Du Rader!“ und wirfst ihn auf den Mist. Und Du denkst nicht daran, daß Du Deinen besten Freund und Wohlthäter ermordet hast. Auf den Wiesen ist's noch ärger. Da sind Laufende von Engerlingen hinter den Pflanzenwurzeln her, und hinter den Engerlingen ihre Mörder, die Maulwürfe, und hinter den Maulwürfen ihre Mörder, die Menschen. Sift eine frevel- hafte Gedankenlosigkeit. Und wenn dann das Mai- käferjahr kommt, und Eure Eichenwälder und Eure Obstbäume stehen kahl gefressen da, wie dürres Besen- reißig, dann jammert ihr und schlaget die Hände über dem Kopf zusammen. Ich sehe schon, ich muß euch mit Zahlen kommen. Da sind unsere Nachbarn die Württemberger; die sind bekanntlich in vielen Dingen geschickter als wir, z. B. auch in Sachen der Maikäfer. Wir bringen die Engerlinge um, wenn wir einen erwischen, sie aber bringen die Engerlinge um, indem sie deren Vätern und Müttern zu Leibe gehen. In Württemberg haben sie in einem Jahre 231 Millionen Maikäfer gesammelt, ein paar mehr oder weniger, und haben sie ihren Schweinen und Hühnern zu fressen gegeben, weßhalb auch in Schwaben die Eier meist zwei Dotter haben. Da man aber auf jedes Maikäfer-Elternpaar eine Nachkommen- schaft von 20 Engerlingen rechnen kann, so haben sie 2310 Millionen Zukunfts-Engerlingen das Lebenslicht ausgeblasen. Ein Engerling aber muß drei Jahre lang fressen, bis er's zu der Würde eines Maikäfers gebracht hat, und in diesen drei Jahren frisst und ver- daut er mindestens zwei Pfund Pflanzen, das macht in den 3 Jahren 46 Millionen Centner, sage Sech's und vierzig Millionen Centner Gras, Heu, Kopfsalat und andere Gewächse. Der geneigte Leser weiß, was ein Centner Heu kostet und kann selbst ausrechnen, was unsere Nachbarn gewonnen

haben, indem sie auf den Maikäfer-Fang, als Beloh- nung für die Maikäfer-Schüttler, eine Summe von ungefähr 16,000 Gulden aufgewendet haben; Mark gab's damals noch keine, sonst wären's 27,431 Mark gewesen.

Als die Maikäfer erschaffen wurden, damit die Schul- buben sie zur Erheiterung in den langweiligen Schul- stuben fliegen lassen, oder außerhalb der Schule an langen Marterfäden zu Tode zerrten konnten, unter Ab- singung des bekannten Mai- käfertliedes:

„Maikäfer flieg,
„Der Vater ist im Krieg,
„Die Mutter ist in Polenland,
„Polenland ist abgebrannt!“
da schwuren die Maikäfer den Menschen Rache und er- klärten ihnen den Krieg über und unter der Erde. Und leider stellte es sich bald heraus, daß der Mensch, der Herr dieser Erde, trotz Hinterlader und



„Maikäfer flieg.“
Kugelspritze nicht Herr werden konnte über seine ver- achteten kleinen Feinde, die Maikäfer und Engerlinge, und da hatte der liebe Gott Mitleid mit dem armen hilflosen Menschen und schickte ihm als Hülfstruppe gegen die Maikäfer den Maulwurf. Er gab diesem als Waffe einen ausgezeichneten Magen und eine beneidens- werthe Verdauung mit, und der Maulwurf bohrt sich in die Erde und greift den Maikäfer in seinen Kindern den Engerlingen an, und frisst und verdaut ihrer täglich drei bis viermal so viel als er selber schwer ist, und setzt als Nachtsch noch sein halbes Gewicht an Würmern, Schnecken und anderm, den Pflanzen schädlichen Ungezie- ser darauf. Denn der Maulwurf ist kein Vegetarianer oder Pflanzenfresser, nein, er ist ein Raubthier und Fleischfresser, und niemals wird man in seinem Magen auch nur eine Pflanzenfaser nachweisen können. Aber der Mensch kennt die Wohlthat nicht, die der liebe Gott ihm mit dem Maulwurf erwiesen, und an vielen Orten wird dieser treue Bundesgenosse und Freund des Men- schen verfolgt, gemordet, weil es noch viele unwisende Leute gibt, die glauben, der Maulwurf fresse die Pflanz- wurzeln, während er doch nur die Feinde der Wurzeln frisst, — oder wegen der Maulwurfshäufen auf den Wiesen, als ob diese nicht das beste Düngemittel für die Wiesen wären, wenn man sie nur fleißig mit dem Rechen auseinander zieht. —

Wenn deßhalb der Hintende in einer Zeitung eine An- zeige liest:

„Bekanntmachung.“

In hiesiger Gemeinde soll ein gelbter Maul- wurfsjäger angestellt werden. Lusttragende mögen sich melden.

Finstertingen, 1. April 1875.

Der Bürgermeister:

Hans Ohnehirn.

vdt. Wasserkopf, Rathschreiber.“

da denkt der Hintende so für sich hin: „Na, das Dorf und der Gemeinderath haben einmal die richtigen Namen.

Ziffer 5. Nach den Maulwürfen fährt mich mein Ideen- gang unwillkürlich zu einem andern Gegenstande, wobei ich übrigens die Maulwürfe als nützliche Thiere um Verzeihung bitte. Ich meine die schwarze Schar, die in geschlossenen Reihen gegen den Hintenden aufmarschirt.



Hunderte gegen einen; es ist nicht gerade sehr ritterlich. Diese Herren haben — freilich gegen ihren Willen — dem Kalender wieder einen recht großen Absatz verschafft, und wenn der Herr Geiger in Jahr jetzt beinahe eine Million drucken und verkaufen muß, so ist der Hinkende viel zu beschreiben, um sich das Verdienst hierfür allein zuzuschreiben. Wenn über einen Kalender so viel von den Kanzeln herunter, im Beichtstuhle, in Flugschriften und Zeitungen gescholten, gelogen und gedonnert wird, wie über den „Lahrer Hinkenden Boten“, so ist's kein Wunder, wenn alle Welt ihn lesen will und kauft. Ich muß mich eben nur wundern über die kindische Einfalt dieser Herren, die doch recht gut wissen, daß verbotene Früchte am besten schmecken.

Ich kann mich für diese geistlichen Bemühungen um das leibliche Wohl des Hinkenden nur im Allgemeinen bedanken, und will aus der großen Zahl meiner geistlichen Kalender-Hausirer nur einige wenige herausgreifen, die sich besonders rühlich hervorgethan haben.

Da ist z. B. Nr. 1 ein Herr Jeremias Friedlieb, der hat in Erfurt einen Steckbrief zum Einfangen des Hinkenden Boten drucken lassen. Er hat ihn zwar nicht eingefangen, denn dazu ist der Herr Jeremias nicht klug genug, obgleich er zwei Beine hat und der Hinkende nur eins, aber er hat weidlich überden „Landstreicher“ losgezogen, weil er nicht an den blutschwiegenden heiligen Januarius in Neapel, an die Thränenvergießende heilige Magdalena in Mailand und an die augenverdrehende Madonna in Tivoli glauben kann. Sonst ist der Herr Jeremias ziemlich harmlos; natürlich beschwört er die ganze katholische Welt, ja diesen verurtheilten Kalender nicht zu kaufen und das Geld lieber zu Peterspfennigen zu verwenden.

Da tritt der Hr. Carl Borromäus Scheidemacher zu Nachen schon saftiger auf, und rückt dem Hinkenden mit § 135 des preußischen Strafgesetzbuches zu Leibe. Der geistliche Herr kann nicht begreifen, warum man gegen den Hinkenden nicht ähnliche Maßregeln ergreift, wie gegen die Raupennester, die schreckliche Prozeßionsraupe und den Ringelspinner, oder gegen die Kinderpest, und daß man einen, der den Lahrer Kalender gelesen hat, nicht einräucher wie bei der Cholera; denn, daß der Hinkende schlimmer sei als Prozeßionsraupe, Kinderpest und Cholera nimmt der Herr Borromäus als eine ausgemachte Sache an. Die Vergleichung mit der Prozeßionsraupe ist namentlich schlagend, denn auf diese Weise allein wäre es möglich, den Hinkenden zur Theilnahme an einer Prozeßion zu bringen.

Natürlich lügt der geistliche Herr, wenn er von dem Kalender sagt, er sei angefüllt „mit Boten und jedes menschliche Schamgefühl empörenden cynischen Zweideutigkeiten und Obscönitäten“, denn das darf der Hinkende mit Stolz von sich sagen, daß er seinen Kalender frei hält von allen sittlich unreinen Gedanken oder Anspielungen, und wer solche demnach darin zu finden glaubt, ist selbst ein sittlich verkommener Mensch oder ein boshafter Lügner. Und wenn der geistliche Herr ausruft:

„Die Verherrlichung des Lasters, das ist die Würze des Hinkenden“ so lügt er nochmals, wie jeder weiß, der den Kalender gelesen hat. Doch bei diesen Herren heiligt ja der Zweck die Mittel, und die Abge ist noch eins von ihren unschuldigsten Mitteln. Daß der streitbare Herr sagt, „er habe noch nichts Dummeres gelesen, als eine Erzählung im Kalender“ läßt vermuthen, er habe seine eigene Flugschrift nicht gelesen. Doch genug von Herrn Borromäus.

Dann hat auch ein Dr. Fr. M. Hageluden einen Pfeil auf den Hinkenden abgeschossen, in Form eines Neujahrsgrußes. Er ist der Späzmacher unter den Gegnern des Hinkenden und schwingt die Prügeln des Hanswurstes mit großer Meisterschaft. Seine spakhaften Hiebe auf den Hinkenden sind oft recht belustigend, und das muß ich dem Herrn Doctor nachsagen, er ist niemals gemein und schamlos wie seine Mitstreiter. Ich habe ihn deshalb auch im Verdacht, daß er kein Doctor der Theologie sei, sondern vielleicht sonst so ein Doctor. Der Hinkende empfiehlt seinen Freunden das Büchlein zur erheiterten Lesung. Es ist erschienen in Erfurt bei Brodmann.



Er ist der Späzmacher unter den Gegnern des Hinkenden.

Im Bamberger Volksblatt hat ein Herr K. aus dem fränkischen Walde seine Galle gegen den Hinkenden ausgeschüttet. Nach Herrn K. ist eben der Hinkende ein gemeiner Kerl, er selbst aber, der Herr K., ein feiner Mann, denn er gibt sich offenbar Mühe, sich sehr zart und anständig auszudrücken indem er sagt: „es ist ein vollgeladener Mistkarrn voll Gemeinheit, Unsißigkeit, Fanatismus und Katholikenhass, die der Hinkende Vote hinauschiebt in die deutschen Lande“ — und dann sagt er wieder an einer andern Stelle: „Wir treffen den Hinkenden in seinem Elemente, wo er sich wohl fühlt, wie das Schwein im Dr... Es ist das der Krieg mit den Pfaffen.“ Dies letztere Gleichniß ist für den Hinkenden allerdings nicht sehr schmeichelhaft, für den Herrn K. und Genossen aber noch viel weniger, und das hätte der Herr K. vorher besser überlegen sollen. Die Unsißigkeit des Hinkenden macht dem Herrn K. große Sorge, er ist empört darüber, daß der Hinkende in seinem 7er kleine Knaben in Adamsunschuld, ohne Hosen, baden läßt, was namentlich auf „junge Mädchenseelen“ gewiß nur „erbaulich“ und „sittlich“ wirken könne. Armer K.! Ist auch Dir bereits jedes Verständniß der Harmlosigkeit und Unschuld eines Kinderherzens abhanden gekommen? Mußt auch Du in Allem, was Dir unter die Finger kommt, Schmutz suchen? Unglückliche Kinder, die einem solchen Morallehrer unter die Hände gerathen! Wolle Gott, unter den Händen Deiner Gesinnungsgenossen wären nicht mehr Mädchenseelen verdorben worden, als unter denen des Hinkenden. Zum Schluß empfiehlt der Herr K. den „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ von Alban Stolz, Jedenfalls ein sehr empfehlenswerthes Buch für „junge Mädchenseelen“.

Und nun kommt auch noch in neuester Zeit ein Christophorus gegen den Hinkenden angefeilt, ein Pastor aus Ostfriesland, ein Gesinnungsgenosse des Pastor Knal, der die Sonne am Himmel festgenagelt hat. Warum der gute Mann sich Christophorus nennt, ist eigentlich nicht zu begreifen, denn während sein Vorbild, der große Christophel die Leute sicher über's Wasser trug, läßt der Herr Pastor sie mitten hineinplumpsen, in das Wasser seines Kalenders. Glücklicherweise ist es so seicht, daß Niemand



Dazu ist der Herr Jeremias nicht klug genug.

darin ertrinken kann. Ueber diesen sonderbaren Christophel ist nicht viel zu sagen: Er erklärt unsere großen Denker



Er nimmt auch die Backen voll wie ein Posaunenengel.

u. Forscher für Blödsinnige, und die Geistesfreiheit für Kartenhäuser die er umblasen will. Er nimmt die Backen auch voll wie ein Posaunenengel und

bläst, daß man den Wind durch den ganzen Kalender durch spürt. Er behauptet, es gäbe keinen größern Irrthum, als wenn man den Aberglauben mit Bildung zu vertreiben. Nun damit hat der Christophel für seine Person ganz recht, denn der fromme Mann hält sich jedenfalls für sehr gebildet und steckt doch bis über die Ohren in Aberglauben. Daß unsere Erde schon Millionen Jahre alt sei, haben unsere Gelehrten nur erfunden, um ihn, den großen Christophel zu ärgern und seinem Glauben an die Bibel, nach der die Erde doch nur 6000 Jahre alt sei, einen Stoß zu versetzen. Der Herr Christophorus, der sich viel darauf zu gute thut, daß er nicht, wie der Hinkende links, sondern rechts hinkt, macht seine Leser darauf aufmerksam, daß er sie nicht, wie der Lehrer Hinkende, mit „Dörtchen und Pasteten, Schaumpfeifen, italienischen Vogelnestern und mit Schnepfendred“ füttern will, sondern mit „hausgebackenem Brod aus grobgeschrotetem Korn, wovon vieleicht“, wie er warnt, „hie und da ein feinfühliges Herzeroder Dämlein Uebelkeit bekommen kann“. Sonderbar, so gar zartnervig ist der Hinkende nun zwar nicht, und doch hat das Hausgebackene des Christophorus die genannte Wirkung auf ihn gehabt. Ich will deshalb aufhören, ehe es zum Aeußersten kommt.

Am Grausamsten ist der Abbé Mächler in Mülhausen mit dem Hinkenden verfahren, denn er, als würdiger Sohn der Inquisition, hat ihn bei lebendigem Leibe geröstet, gebraten und verbrannt. Dabei hat er allerdings auch das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden und



hat gesagt: „Hat mir der Hinkende oft genug eingeheizt in seinem Kalender, so soll er mir jetzt einheizen in meinem Ofen.“ theuern Holzpreisen ein ganz wirtschaftlicher Gedanke. Er befahl deshalb allen Schulmädchen, die er in der christlichen Liebe unterrichtete, sich des „Hinkenden“ zu bemächtigen, wo und wann sie ihn finden, und ihn gegen Austausch eines „guttatholischen“ Kalenders einzuliefern. Und also geschah es; den Hinkenden zu kaufen und zu lesen, war zur Sucht geworden, und der Pfarverweser heizte mit dem abgelieferten Hinkenden ein, und die Mülhauer mit den ein-

getauschten „guttatholischen“, und der Herr Abbé wenigstens hatte den ganzen Winter eine warme Stube.

Der Hinkende will aber gerne in des Pfarrers Ofen den Feuertod gestorben sein, — es sind von diesen Herren schon bessere Männer verbrannt worden, als er, — wenn er nur in die Herzen der Mülhauer einen guten Samen gesäet hat, der kräftige Wurzeln schlagen möge.

Und nun zum Schluß, Ziffer 6 eine Ehrenerklärung: In der Geschichte „Die Madonna von Lurds-hausen“ im 75er Kalender kommt ein Ingenieur vor, der Heinrich Berghaus heißt. Dieser Ingenieur ist ein ganz netter junger Mann, dem man gar nichts Unrechtes nachsagen kann, als daß er — wie alle Ingenieure — nicht schwarz ist, wenn man so etwas ein Unrecht nennen kann. Der Ingenieur heißt Berghaus, ohne alle Nebenabsicht, und dabei meinte noch der Verfasser, das sei der einzige Berghaus in der Welt und es gäbe gar keinen zweiten. Da sieht man aber, durch welche unwissende Menschen der Hinkende seinen Kalender schreiben läßt. Es gibt allerdings noch einen Berghaus, einen Professor Dr. Heinrich Berghaus in Grabow, und zwar einen Berghaus, „dessen Name“, wie uns der Herr Professor schreibt, „seit 60 Jahren in der literarischen Welt nicht ungenannt geblieben ist.“ Ferner schreibt uns der Herr Professor, der „Ingenieur Berghaus“ sei „ein Mißbrauch seines Namens und eine persönliche Beleidigung, deren Beurtheilung unter Abschnitt XIV. des Reichsstrafgesetzbuches falle.“ Der Hinkende muß gestehen, bei dieser Nachricht überließ ihn eine Gänsehaut, denn wegen des lustigen Ingenieurs in der Madonna eingesperrt zu werden, wäre gerade nicht nach seinem Geschmack. Glücklicherweise baut ihm der Herr Professor eine Brücke, indem er ihn auffordert, Vorschläge über die Mittel und Wege zu machen, vermöge derer die durch seine (des Hinkenden) Presse wider seine (des Professors) Person begangene Beleidigung auf gütlichem Wege ausgeglichen werden kann!

Der Herr Professor wäre vollkommen berechtigt, es als eine wirkliche Beleidigung anzusehen, wenn der Hinkende annehmen wollte, der Herr Professor verstehe unter einem „Ausgleich auf gütlichem Wege“ die Auswechslung seines Namens in klingender Münze, in Mark- und Pfennigstücken, sondern es kann dem Herrn Professor nur um eine Ehrenerklärung zu thun sein und die soll er haben:

1. Wir nannten den Ingenieur „Berghaus“, weil er doch einen Namen haben mußte, und wir hätten ihn eben so gut Müller, Meier oder Schulze heißen können.
2. Wir haben nicht gewußt, daß es noch einen zweiten Heinrich Berghaus gibt, was uns jetzt wirklich leid thut, denn hätten wir
3. dieses gewußt, so würden wir ihn, aber
4. auch den Ingenieur um Erlaubniß gefragt haben, denn dieser hätte sich ja auch beleidigt fühlen können. Wir bitten also
5. den Herrn Professor um Verzeihung und sind froh, daß der Ingenieur nicht Müller, Meier oder Schulze heißt, denn wenn er so geheißen hätte, und alle Müller, Meier oder Schulze hätten sich beleidigt gefühlt,

— dann gute Nacht Hinkender. —

Wir hoffen, der Herr Professor ist mit dieser Ehrenerklärung zufrieden, andernfalls — Reichsstrafgesetzbuch.

Hochachtungsvoll
der Hinkende.

Des Hinkenden Boten Standrede über Leichenverbrennung.



Am
Sonntag
Abend
ging's im
Löwen
zu
Viechtig-
hausen
lebhaft
zu.

Am „Herrentische“ neben dem großen Kachelofen, gerade unter der schwarzwälder Wanduhr, saß die gewöhnliche Sonntagsgesellschaft: der Bürgermeister, der Rathschreiber, der Barbier Peter, der Löwenwirth, der heute sein eigener Gast war, und der Gemeinderath Hansfrieder. Lauter alte Bekannte des geneigten Lesers. Auch die Löwenwirthin, Frau Martin, hatte sich mit ihrem Sonntagsstrickzeug in der Nähe der Gesellschaft auf der Ofenbank niedergelassen, und lauschte aufmerksam auf das merkwürdige Gespräch, das am Herrentische geführt wurde.

Der Steffe-Marte saß an einem Seitentische, hinter einem Viertel Schnaps, denn er war wegen seiner Dummheit nicht Herrentischle-fähig; dort saßen nur die erleuchteten Köpfe der Gemeinde.

„Und ich sag's noch einmal,“ rief der Löwenwirth, „so eine Lüge am Sonntag ist Sünde, Doktor! Habt Ihr nicht genug die Woche hindurch, müßt Ihr auch noch am Sonntag lügen?“

„Was? Ich lügen?!“ rief der Peter in sittlicher Entrüstung. „Wenn ich am Samstag mein Messer an euern Wochenbärten stumpf schäbe, da mag's wohl vorkommen, daß ich nicht nur absondern auch aufschneide; es gehört zum Handwerk; der Barbier von Sevilla hat's auch gethan. Aber lügen, und gar an einem Sonntage?! Niemals! Ich hab's in der Landeszeitung gelesen. In Breslau, haben sie eine alte Frau verbrannt!“

„Jeses-Marei!“ rief die Löwenwirthin, „lebendig verbrannt?“

„Rein“, sagte der Doktor, „sie haben gewartet bis sie todt war. Das Verbrennen war, was wir Mediziner ein Experiment nennen! Es sollen nämlich in Zukunft die Leichen nicht mehr begraben, sondern verbrannt werden!“

„Ist die Möglichkeit!“ rief der Hansfrieder, „Bürgermeister, da müßt Ihr Euch dreinlegen! Das Begraben werden, will ich mir, meinewegen gefallen lassen, aber Verbrennen? Ich lasse mich nicht verbrennen!“

„Und ich auch nicht! Ich auch nicht! Wir alle nicht!“ Der Barbier lächelte verächtlich: „Ihr steht halt nicht auf der Höhe der Wissenschaft, wie wir Gelehrte; wer wir: ich annotamisch-pöpstliche Studien gemacht hat,

der . . . doch da kommt der Hinkende mit dem Lehrer, der kann's Euch bestätigen. Guten Abend, Hinkender!“

„Ei, guten Abend, Hinkender!“ „Guten Abend, Herr Lehrer!“ „Platz genommen, wenn's beliebt.“

„Guten Abend, Kinder!“ grüßte der Hinkende, der mit dem Lehrer in die Stube getreten war. „Frau Löwenwirthin, einen Schoppen! Meine Freunde, die Herren Kapläne, zählen mir zwar jeden Schoppen nach, und sehen's nachher in ihre Zeitungen und Kalender. Aber thut nichts, sie mögen heute wieder ein paar verzeichnen; sie schmeden mir doch. Und nun, was gibts denn, Kinder, Ihr seid ja ganz aufgeregt? Habt Ihr Bürgermeister-Wahl?“

„Denkt nur Hinkender,“ sagte die Löwenwirthin und rückte auf der Ofenbank näher, „der Doktor da will uns weiß machen, wir sollen nicht mehr begraben, sondern verbrannt werden. Ich aber, ich leid's nicht, ich wehre mich! Hezen verbrennt man, aber keine Christenmenschen!“

„Und namentlich keine Löwenwirthinnen,“ lachte der Hinkende, „beruhigt Euch, an Euch kommt es noch lange nicht. Aber etwas ist an der Sache, und in Bück und Dresden, und in vielen andern größeren Städten haben sich Vereine gebildet . . .“

„Comité, heißt man's,“ rief der Barbier dazwischen. . . . „Haben sich Vereine gebildet, welche die Leichenverbrennung einführen wollen.“

„Bei uns wird nichts eingeführt; so ein Comité lasse ich einsperren!“ polterte der Bürgermeister.

„Nur kaltes Blut,“ beschwichtigte der Hinkende. „Wir wollen die Sache einmal ruhig betrachten. Mir für mein Theil ist's einerlei, was sie mit mir anfangen, wenn ich einmal meinen letzten Kal-nder geschrieben habe. Sie möchten mich ja gerne bei Lebzeiten schon verbrennen, so gönne ich ihnen gerne die Freude nach meinem Tode. Meiner unsterblichen Seele können sie doch nichts anhaben.“

„Aber, verbrannt werden!“ sagte der Rathschreiber, „wie ein Stück Kalbsbraten geröstet werden?! Werr! da schauert ja einem die Haut, wenn man nur dran denkt!“

„Und schauert Euch die Haut nicht, wenn Ihr Euch im Grabe liegen denkt? In dem engen Kasten von 6 Brettern und 2 Brettchen, ein paar Wagen voll Erde auf Euch, und in Gesellschaft von Gewürme, das Euch von Innen und Außen auffrisht?“

„Um Gotteswillen, Hinkender, seid still! Mir wird übel,“ wehrte die Löwenwirthin und schüttelte sich.

„So? Wird Euch jetzt schon übel? Aber es kommen noch weit ärgere Sachen, und wenn Ihr so nervenschwach seid, so will ich lieber aufhören.“

Dagegen verwehrte sich aber die ganze Gesellschaft. „Nichts da, Hinkender!“ „Wir wollen's wissen, wir wollen's genau erklärt haben.“ „Wenn's die Löwenwirthin nicht aushalten kann, mit dem Verbrennen, so mag sie in die andere Stube gehen.“

„Was?!“ rief diese, „in die andere Stube gehen? Rein, ich bleibe, und ich will's hören, und wenn's gleich mein Tod wäre!“

Der Hinkende lachte: „Nun so wollen wir's denn drauf antommen lassen. Und um den Gaul nicht am Schwanz aufzuzäumen, wollen wir am Anfang anfangen, und wollen einmal untersuchen, woher denn eigentlich der Verschlag kommt, die Todten zu verbrennen. Ein Grund dafür ist der, daß man in ganz großen Städten gar nimmer weiß wohin mit den Todten. Die Kirchhöfe sind voll, Raum zu ihrer Vergrößerung ist meist nicht vorhanden, denn die Lebenden wollen der Todten nicht Platz machen, und will man die Kirchhöfe verlegen, so kommt man zu weit von den Städten weg. In Paris

3. B. sind die drei großen Kirchhöfe so überfüllt, daß auch für die Todten große Wohnungsnoth eingetreten ist, und so ist es schon vorgekommen, daß man, um frische Todte unterzubringen, halb verwesene Leichen herausgraben hat."

Bei dieser Schilderung rückt die Löwenwirthin etwas weiter ab, und der Steffe-Marie an dem Seitentisch nimmt einen Schluck Schnaps.

Der Hinkende aber fährt fort: "Nun wollen die Pariser einen großen neuen Kirchhof anlegen, aber 10 Stunden weit von Paris entfernt, und wenn es ohnedies kein Vergnügen ist mit einem Leichenzuge zu gehen, da wäre es erst recht keines. Zwar die Pariser gingen per Eisenbahn auf den Kirchhof, mit einem Trauerflor an der Lokomotive, und diese müßte einen Trauermarsch pfeifen in Moll. So ist's in Paris und so ist's in andern großen Städten, z. B. in London, wo auch die meisten Todten per Eisenbahn aus dem Reichthilde der Stadt befördert werden. Also aus Wohnungsnoth für die Todten kam man zuerst auf den Gedanken sie zu verbrennen; denn was beim Verbrennen von Menschen übrig bleibt, ist nahe bei einander, und kann überall aufbewahrt werden."

"Gottlob," sagte der Hansfrieder, "da hat's bei uns noch gute Wege; unser Kirchhof ist noch lange nicht voll."

"Die Wohnungsnoth auf den Kirchhöfen," fuhr der Hinkende fort, "ist aber der kleinste Schaden; weit schlimmer ist die Gefahr, welche die Todten den Lebenden bringen."

"Ho, ho!" lachte der Rathschreiber, "die Todten beißen doch nicht?"

"Freilich beißen sie nicht, aber schlimmer als beißen, sie vergiften Euch."

"Richtig, Hinkender," rief der Barbier Peter, "Leichengift; wir Mediziner kennen das. Gefährlich bei Sectionen. Ein Sprüher: Blutvergiftung, Pidenie, wupplich, hat ihn!"

"Phämie wollt Ihr sagen! Aber so meine ich nicht; nicht bei Sectionen, nein, unter dem Boden, im Grabe vergiften Euch die Todten. Meint Ihr, weil Ihr euere Todten in die Erde senket, und weil euere Augen den eckeln Verwesungsgeruch nicht sehen, und euere Nasen den Verwesungsgeruch nicht riechen, Ihr seid sicher vor euern Todten? Nein, Ihr seid nicht sicher, sie strecken die verwesende Hand zum Grabe heraus und suchen Euch mit hinabzuziehen!"

"Auf! Ihr macht einem ja angst und bang, Hinkender," sagte der Bürgermeister, der noch keine Lust verspürte, sich hinabziehen zu lassen.

"Das mit der verwesenden Hand ist bildlich gesprochen; ich will damit sagen, die verwesenden Leichname, die da unten den Kirchhof füllen, schütten schädliche Dünste herauf, welche die Luft verpestet, und der Gesundheit schädlich sind."

"Ach, was," schaltete der Rathschreiber ein, "ich habe auf unserm Kirchhose noch nichts gerochen. Die Gräber sind ja mit Erde angefüllt, wie sollen denn da Dünste heraufkommen?"

"Gerade so gut Luft und Wasser ihren Weg hinunter finden in die Gräber, um durch ihren Sauerstoff die Leichen aufzulösen, gerade so gut finden die aus der Verwesung entstehenden schädlichen Gase ihren Weg hinauf bis in Euere Nasen. Wenn der Sauerstoff nicht hinunter käme in die Gräber, so würden die Leichen gar nie verwesen, und die Todten würden in Ewigkeit bleiben, wie sie eingelegt wurden. Das wißt Ihr ja Alle, daß der Sauerstoff ein Hauptbestandtheil der Luft ist, (sie wußten's auch Alle, bis auf den Steffe-Marie, der sich unter Sauerstoff nichts anders denken konnte als Sauerkraut),

und daß ohne Sauerstoff kein Verbrennen möglich ist, kein Licht, kein Zündhölzchen, keine Pfeife Tabak könnte brennen ohne den Sauerstoff der Luft, und darum wäer ohne Sauerstoff auch keine Verwesung möglich, denn Verfaulen und Verwesen ist nichts anderes als Verbrennen."

"Galt, Hinkender," sagte die Löwenwirthin, "diesmal seid Ihr auf dem Holzweg, und das schlägt in mein Fach. Verfaulen und Verbrennen soll einerlei sein? Wenn mir ein Stück Kalbfleisch stinkend wird, so ist es doch nicht verbrannt, und wenn mir die Kathrine einen Schweinebraten verbrennen läßt, so ist er doch nicht verfault?!"

Der Hinkende lachte: "Löwenwirthin, Ihr seid sonst eine geschickte Frau, diesmal aber habt Ihr Unrecht, und der Herr Lehrer soll Euch das auseinandersetzen, dieweil ich einen Schluck nehme."

Der Lehrer räusperte sich, nahm eine Pfeife, legte seine Stirn in gelehrte Falten und begann: "Allerdings ist die Verwesung nichts anderes als eine Art Verbrennungs-Prozeß, nur ein sehr langamer, und während der Löwenwirthin ihre Kathrine einen Schweinebraten über dem Feuer in zwei Stunden zu Asche verbrennen kann, so würde das langsame Verbrennen durch den Sauerstoff der Luft, oder das Verwesen Jahre lang dauern."

"Ganz richtig, Herr Lehrer," nahm der Hinkende die Rede wieder auf. "Man nimmt gewöhnlich 20—25 Jahre an, vor welcher Zeit kein Grab zur Wiederbenutzung geöffnet werden sollte, und selbst in dieser langen Zeit sind erst das Fleisch und die Weichtheile durch die langsame Verbrennung, oder durch die Verwesung zerstört, und die Knochen sind noch vorhanden, und werden in's Knochenhäusle geworfen, um einem andern Grabbewohner Platz zu machen."

"Auf euerm kleinen Kirchhose, draußen auf dem freien Felde, da hat es freilich keine Gefahr; nun denkt Euch aber einmal den Kirchhof einer großen Stadt, wo Tausende und Tausende von Leichen vielleicht seit Jahrhunderten zusammengeschichtet liegen, wo die Gräber wieder und wieder umgegraben und mit neuen Leichen bevölkert werden, wo die Erde nach und nach ganz mit Verwesungsstoffen gesättigt wird, und eine zähe, fettige Masse bildet, die in Regen und Sonnenschein giftigen Dunst ausdampft und die Luft verpestet, dann werdet Ihr begreiflich finden, daß solche Kirchhöfe auf die ganze Umgebung verderblich wirken. Und ein solcher, durch Verwesungsstoff fett und undurchdringlich gemachter, alter Kirchhofsboden läßt am Ende den Sauerstoff der Luft nicht mehr gehörig durch, er gelangt nicht mehr in der erforderlichen Menge zu den Leichen um sie rasch in Verwesung übergehen zu lassen, sie verwesen nicht mehr, sondern sie verfaulen langsam, und zersetzen sich nach und nach durch den Zutritt von Wasser in eine käfige Masse, in stinkende Jauche."

"Und nun kommt eine zweite Vergiftung, die schlimmer ist, als die durch die Luft, die Vergiftung durch das Wasser. Das Wasser, das durch Regen u. s. w. durch die Oberfläche in die Gräber hinab sickert, findet den Aufenthalt dort nicht sehr angenehm, es macht, daß es wieder hinaus kommt, aber es verläßt die Gräber mit Beute beladen, mit aufgelösten Verwesungs- und Gifstoffen geschwängert, und diese gibt es unterwegs wieder ab an das Grundwasser der Brunnen, und an die Quellen, und an das Erdreich ringsum, und sättigt nach und nach einen weiten Umkreis mit Gift und Krankheitsstoffen; und dazu kommen noch die Dung- und Abtrittgruben in den Häusern, welche die Dummheit der Menschen so recht nahe neben die Brunnen setzt, damit sie ja das Gift mit jedem Schluck Wasser trinken und mit jedem Löffel voll Suppe essen. Und dann wundern sich die Meichen,



wenn in solchen Städten verheerende Seuchen austreten und denken nicht daran, daß ihre Todten es sind, die ihnen, von den meist hochgelegenen Kirchhöfen aus, Krankheit und Tod zuschicken, und daß sie an ihrer eigenen Gedankenlosigkeit verderben, die sie nicht begreifen läßt, daß man die saulenden Abfälle und Ausleerungen in den Häusern nicht monatlang in schlecht verwahrten Gruben aufspeichert, sondern den Verderben bringenden Gaß zum Hause hinaus schafft. Ich meine das Tonnen system. Nun davon reden wir einmal später."

"Hinfender," sagte der Barbier, "Ihr könnt einem das Wassertrinken entleiden; denn da läuft man ja Gefahr mit jedem Glase Wasser eine Krankheit hinunter zu schlucken?"

"Nun," meinte der Hinfende, "Euch hat das Wassertrinken noch nicht krank gemacht, wie ich glaube; ausgenommen das Kirchwasser. Doch fahren wir fort."

"Salt," rief der Bürgermeister, "noch Eins! Daß die Kirchhöfe schädlich wirken, das verstehe ich jetzt; aber wenn man die Leichen verbrennt, werden da nicht die giftigen Leichenstoffe noch schneller und dichter in die Luft befördert? Und denkt Euch nun, Hinfender, der etelhafte Geruch von gebratenem Fleisch, wenn der Leichnam auf dem brennenden Scheiterhaufen liegt."

"Scheiterhaufen? Wer spricht denn von Scheiterhaufen? Nein, die Zeit der Scheiterhaufen ist vorbei, für die Lebenden, wie für die Todten, ganz abgesehen von den theuern Holzpreisen."

"Ich glaube für Euch, Hinfender, wäre gewissen Herren — ihr wißt schon wen ich meine, — das Holz nicht zu theuer," meinte der Löwenwirth.

"Ich glaube selbst, es käme meinen schwarzen Gönnern auf ein paar Klafter Besoldungsholz nicht an," antwortete der Hinfende lächelnd, "und es ist ein Glück für mich, daß derartige Freudenfeuer heut zu Tage polizeiwidrig sind. Was aber Euere Bedenken betrifft, Bürgermeister, so sind diese unbegründet. Bei einem raschen und vollständigen Verbrennen in einer hohen Weißglühhitze, bilden sich keine Unbefriedigten, schädlichen Dünste, wie beim Verwesens oder Verfaulens, sondern der Körper wird in seine einfachen Bestandtheile aufgelöst, die theils als unschädliche Gase in die Luft gehen, theils als Asche zurückbleiben."

"Ehe wir aber vom Verbrennen selbst reden, müssen wir doch auch wissen, aus was das Brennmaterial, unser Leib, besteht. Nun Peter, das schlägt ja in euer Fach. Aus was besteht der menschliche Körper?"

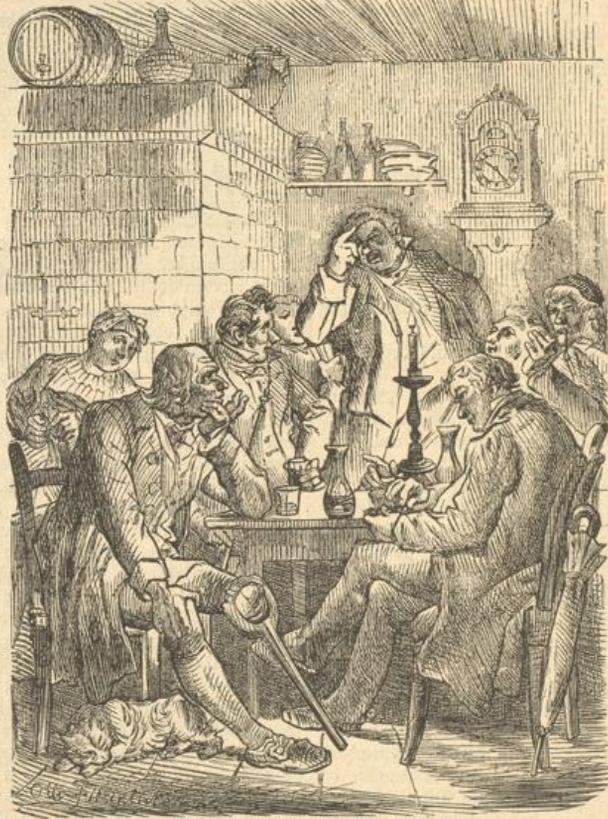
"Nun, das weiß ja jeder," sagte der Barbier, "aus

Haut, Fleisch und Knochen; d. h. beim Rathschreiber nur aus Haut und Knochen, und die Leute sagen, den müsse man spiden wie einen Hasen, wenn ihn einft die Würmer freßen sollen."

Der Rathschreiber fuhr erobst auf: "Das Hirn nicht zu vergessen, Peter; freilich, diesen Lederbissen werden die Würmer bei Euch nicht finden."

"Ruhig," mahnte der Hinfende, "keine Sticheleien. Die Sache ist zu ernst für Euere Spässe. Der menschliche Leib hat also feste Bestandtheile, nämlich die Knochen, und weiche oder flüssige Bestandtheile, Fleisch, Blut, Wasser u. s. w."

"Und aus welchen Grundstoffen, oder Elementen sind diese Bestandtheile zusammengesetzt? Nun, Peter, das ist wieder etwas für Euch."



"Das Hirn nicht zu vergessen, Peter."

Der Barbier räusperte sich und sagte: "Grundstoffe? darüber sind wir Naturforscher noch nicht einig. Nach meiner Ansicht ist eine Verbindung von Knochenstoff mit Faserstoff der... der mit Blutstoff.. und..."

"Und" unterbrach den stotternden Naturforscher der Rathschreiber, "und dazu noch etwas Ophsenstoff, dann kann man einen Peter daraus machen!"

"Wollt Ihr schweigen, Rathschreiber," zürnte der Hinfende. "Seid Ihr denn heute ganz außer Rand und Band?"

"Er hat mich zuerst beleidigt mit seinem gespikten Hasen, dafür hat er jetzt den Ophsenstoff, und jetzt sind wir quitt."

"Das heißt," rief der Barbier, "jetzt ist die Reihe wieder an mir!"

"Ich weiß es!" sagte der Hansfrieder, und streckte den Finger in die Höhe: "Alles zusammen ist Erde, denn es heißt: 'Aus Erde bist du genommen, und sollst zur Erde werden.'"

"Und aus Gras und Heu, wie der Herr Pfarrer in seinen Leichenpredigten sagt," setzte der Barbier boshaft hinzu.

"Oder noch besser und bezeichnender aus Staub und Asche," sagte der Hinfende. "Staub und Asche aber erst, wenn der Mensch vollständig verwest, oder nach der neuen Mode, verbrannt ist. Fleisch und Bein aber bestehen aus... Nun Herr Lehrer!"

"Bestehen aus Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff und Stidstoff, die vier Grundstoffe, aus denen alle Thier- und Pflanzenkörper bestehen."

"Sehr gut, Herr Lehrer. Und beim Verwesens und Verbrennen trennen sich diese Stoffe, und gehen als Gas, als unsichtbarer Dunst in die Luft, und bleibt nur ein kleines Häuflein Asche übrig. Beim Verwesens langsam, Jahrzehnte lang und mit Gestank, und beim Verbrennen

in der Retorte schnell, in so vielen Minuten als dort in Jahren, und unschädlich, geruchlos."

"Was, sagt Ihr Hinkender?" rief die Löwenwirthin und ließ vor Schrecken eine Maske fallen, "in eine Retorte, wie in einer Gasfabrik? Ihr werdet doch die Todten nicht in die Gasfabrik liefern wollen?"

"Nein, Frau Löwenwirthin, beruhigt euch, so gottlos praktisch sind wir doch noch nicht. Uebrigens in Amerika, wo man schon vor 15 Jahren über die Leichenverbrennung verathen hat, hat man in allem Ernste den Vorschlag gemacht, aus den Leichen Gas zu bereiten. Sie sagten, so gut englische Speculanten die gebleichten Gebeine der im Krimkriege gefallenen Krieger sammeln ließen, um Stiefelwäpfe daraus fertigen zu lassen, ebenso gut können wir aus unsern Leichen Gas machen. Wir sorgen durch unsere Todten für Licht, wie die Engländer für Glanz, wenn auch nur für den Glanz ihrer Stiefel. So die Amerikaner. Es ist natürlich nichts geworden aus dem Leichen-Leuchtgas. Zwar mancher, der in seinem ganzen Leben nichts getaucht hat, würde doch als Leiche noch zu etwas gut sein, und mancher der sein ganzes Leben hindurch für die Dummheit und die Verfinsternung gearbeiet hat, würde nach seinem Tode noch ein leuchtendes Licht werden!"

"Nein, Hinkender, nicht alle!" rief der Bürgermeister, "unser neuer Herr Kaplan gäbe gewiß kein Leuchtgas!"

"Höchstens Egyptische-Finsterniß-Gas!" ergänzte der witzige Rathschreiber.

"Was nun die Retorte betrifft, Frau Wirthin, so müßt Ihr nicht erschrecken," fuhr der Hinkende fort. "Retorten hat man nicht nur in den Gasfabriken, sondern man nennt Retorte überhaupt geschlossene Gefäße, in denen irgend ein Stoff durch die Einwirkung großer Hitze chemisch zerlegt wird. Und in einem solchen geschlossenen Raum, in einer solchen Retorte, muß die Leichenverbrennung vor sich gehen; damit verliert sie zugleich alles Schauerliche."

"Nein, nein," rief die Löwenwirthin, "so etwas muß ganz entsetzlich sein. Denkt Euch, Hinkender, wenn man ein liebes Angehöriges verloren hat, ein liebes Kind — Gottlob, der Himmel hat mir die meinigen alle erhalten — da kann ich doch Blumen auf sein Grab pflanzen, kann auf seinem Grabe beten, und kann mir das liebe Kind vorstellen, wie es sanft unter dem Rasen schlummert. Aber wenn es in eurer Retorte gebraten und geröstet werden soll, bis nichts mehr von ihm übrig ist, als ein Häuflein Asche, nein, der Gedanke wäre mir zu entsetzlich."

"Liebe Frau," erwiderte der Hinkende, "Ihr macht Euch eben eine falsche Vorstellung. Ihr malet Euch für euer liebes Kind ein Phantastebild aus unter dem Rasen, wie es nicht besteht, und wenn Ihr sehen könntet, was aus dem lieben Kinde im Grabe wird, Ihr würdet Euch mit Abscheu und Entsetzen abwenden, und Euch dem edleren Bilde zuwenden, das die Verbrennung Euch zeigt."

"Das glaube ich nicht, nimmermehr glaube ich es!"

"Soll ich Euch die Bilder zeigen? Habt Ihr so starke Nerven, um sie schauen zu können?"

"Ja, ich will es wissen," rief die Löwenwirthin entschlossen, "es wird mich nicht umbringen."

"Ja, Ja, wir Alle wollen's wissen. Erklärt es uns, Hinkender."

"Nun gut," sagte dieser, "Euer Wille soll geschehen. Denkt Euch, Ihr habet eine theuere Leiche im Boden liegen, Ihr besucht täglich den Grabhügel des theuern Verstorbenen, und Ihr könntet durch das Grab hinunter schauen, wie durch eine Glasdecke, so würdet Ihr Folgendes beobachten

"Einige Tage bleibt die Leiche unverändert; dann färbt sie sich nach und nach mit einem schwachen Graugrün. Diese widerliche Farbe wird aber immer dichter und geht bald in ein dunkles Froschgrün über. Unter der Haut bilden sich Blasen, welche die Haut auftreiben, die Leiche schwillt an und wird zu einem unförmlichen Klumpen, aus dem Euch die vorquellenden Augen

"Um Gotteswillen, Hinkender, hört auf," rief die Löwenwirthin, und hielt die Ohren zu, "das ist ja entsetzlich!"

"Es wird einem ja ganz übel," sagte der Bürgermeister.

"Frau Wirthin einen Schnaps!" rief der Rathschreiber. Nur der Barbier lächelte verächtlich: "Bah, das ist uns Medicinern nichts Neues. Wenn an einem schon längst Begrabenen eine gerichtliche Ob Obstruction vorgenommen wird, da kann man noch ganz andere Sachen sehen."

"Obduction wollt Ihr sagen, Doktor, oder Leichenöffnung. Nur keine Fremdwörter gebrauchen, wenn man's nicht versteht! Und Ihr, seid Ihr entsetzt, seid Ihr erschüttert? Und wenn Ihr nun auf dem Grabhügel eurer Lieben kniet, und wolket in Schmerz und Liebe ihrer gedenken, und wolket für sie beten, könntet Ihr es, wenn der Gedanke Euch heim sucht an den widerlich aufgedunsenen, grüngefärbten Körper da unten, zu welchem die Verwesung die liebe Gestalt eures Vaters, eurer Mutter, eurer Braut verzerrt hat? — Und nun kommt, jetzt will ich Euch an den Ort der Feuerbestattung führen, und Euch einen Einblick gestatten in den Raum, in welchem der Leichnam verbrannt wird. Die weißglühende Luft umgibt den Leichnam mit einem blendenden Glanze, durchdringt den Körper, und in wenigen Minuten strahlt er in einem schönen Glühroth. Die Leiche wird durchscheinend, und während in ihrer äußern Form keine widerliche Veränderung vorgeht, wird der glühendrothe Körper immer kleiner und kleiner, er schmilzt in der übergehenden Hitze zusammen, und nach einer halben Stunde sind die Weichtheile verschwunden, und sind übergegangen in Luft. Noch eine halbe Stunde, und auch die Knochen sind verschwunden, und von der Leiche ist nichts mehr übrig als ein Häuflein Asche, die so weiß ist und rein, wie frisch gefallener Schnee. Ist das nicht ein schönerer Vorgang als das Verfaulen unter der Erde?"

"Aber auf dem Kirchhofe hat man doch ein Grab, auf dem man beten kann," sagte die Löwenwirthin. "Aber bei der Verbrennung hat man ja gar nichts mehr, was einen an einen lieben Todten erinnert."

"So, und die Asche, die schneeweiße Asche, ist das nichts? Ist das nicht ein schönerer Ueberrest eurer Todten, als der schauerliche Klumpen Verwesung im Grabe? Und wer hindert Euch denn, diese theure Asche zu sammeln und — wenn es denn ein Grab sein muß — auch in ein Grab zu versenken, wie Ihr eure Leichen in ein Grab versenket? Und könntet Ihr nicht nach wie vor auch auf diesem Grabe ein Kreuzlein pflanzen und es mit Blumen bedecken, und auf dem Grabe beten, und eurer heimgegangenen Lieben gedenken? Sanft ruhe seine Asche," sagt ja auch der Geistliche am Grabe, und nun ist es in Wirklichkeit die Asche, die in der Erde ruht."

"Und die alten Römer," setzte der Lehrer hinzu, "sammelten die Asche in Urnen, und stellten sie auf in Tempeln, die sie Columbarium nannten."

"Das muß ja ausgehoben haben, wie die Bläthen in einer Apotheke?" bemerkte der witzige Barbier.

"Keine dummen Späße machen, Doktor," sagte der Hinkende. "Diese Columbarien waren prachtvolle Tempel, in denen die Todtenurnen aufgestellt waren, und wie auf dem Kirchhofe die prachtvollen Grabmäler der Reichen



mit den einfachen Kreuzen der Armen wechseln, so stehen auch in diesen Tempeln prächtige Marmor-Urnen neben einfachen Aschenkübeln, und ein solcher Tempel ist eher geeignet zum Gebet und zur Sammlung, als unsere Kirchhöfe mit ihren halbdersunkenen, begrästen Gräbern, zwischen denen die Schulkinder sich herum tummeln, und die Geissen und Hühner des Schulmeisters weiden.

„Das muß wahr sein, Hinkender,“ sagte der Bürgermeister, „Ihr könnt's einem so appetitlich machen, daß man fast Lust bekommt, sich selber verbrennen zu lassen. Und jedenfalls — und das ist doch auch ein Trost — wird man nicht lebendig begraben. Es ist erst wieder so eine schaurige Geschichte in der Zeitung gestanden, wie sie eine todt Frau lebendig begraben haben.“

„Na, lebendig begraben oder lebendig verbrannt, das wird neben einander feil haben,“ warf der Rathschreiber ein.

„Bah,“ ergriff der Hinkende wieder das Wort, „bei einer gewissen Leichenschau, wie wir sie doch voraussetzen müssen, wird Niemand lebendig begraben und Niemand wird lebendig verbrannt. Mit dem Lebendigbegrabenwerden ist's überhaupt nicht so gefährlich, das ist meistens Zeitungsschwindel, und wenn so ein Zeitungs-Redakteur seine Zeitung wegen Mangels an Neuigkeiten nicht voll bringen kann, so bringt er die See- Schlange oder läßt einen lebendig begraben, oder sonst so etwas Schauerliches. Aber auch das fast Unglaubliche angenommen, der Leichenschauer wäre ein gewissenloser Mensch und habe seine Pflicht nur oberflächlich gethan, und in einem Leibe wäre noch ein Fünkchen Leben, so würde das in dem enggeschlossenen Sarge oder gar unter dem Boden bald vollends erlöschen, ohne daß der Mensch zum schrecklichen Bewußtsein, und zum fürchterlichen Todes-

kampfe erwacht. Wenn aber jemals ein wirklicher Scheintod vorliegen sollte, so wäre das Verbrennen jedenfalls minder schrecklich als das Begraben; der wirkliche Tod müßte in der fürchtbaren Hitze augenblicklich und schmerzlos eintreten. Nun, Löwenwirthin, seid Ihr noch immer nicht für's Verbrennen?“

„Wartet nur einen Augenblick, bis ich in die Mitte gestrickt habe. So,“ setzte die Wirthin hinzu, und wickelte ihr Strickzeug zusammen, „jetzt will ich's Euch sagen, Hinkender. Nein, nein und abermals nein! Wenn ich einmal sterbe, so will ich einen Leichenzug haben, mit dem großen Geläute, die Schulkinder müssen singen, und der Herr Pfarrer muß an meinem Grabe eine rührende Rede halten, daß Alles in Thränen zerfließt. So will

ich's haben, das ist Brauch, das ist feierlich, und da weiß man doch auch, warum man begraben wird. Aber so ohne Sang und Klang, wie ein Laib Brod in den Backofen geschoben werden! Nein, Hinkender, niemals!“

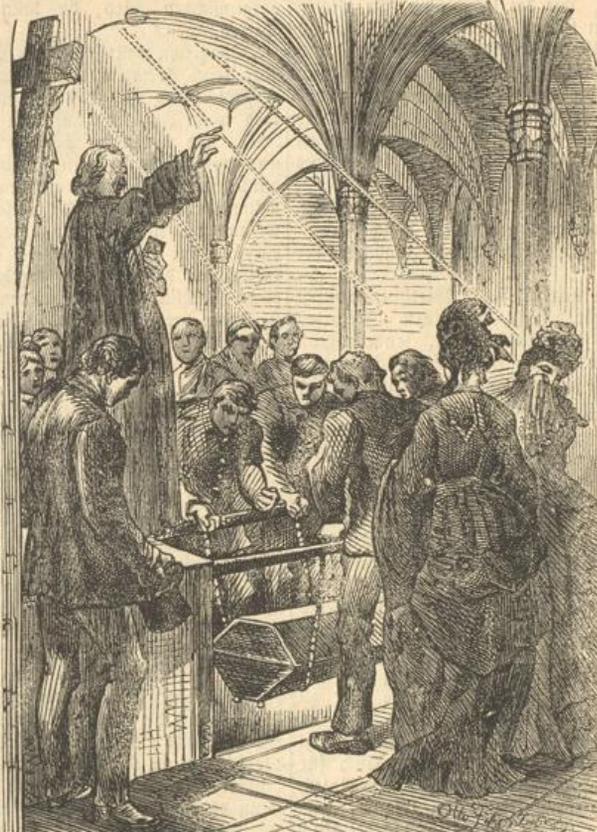
„Das sollt Ihr Alles haben, Frau Martin: die Glocken läuten, der Schulmeister singt sein schönstes Tremulando, der Herr Pfarrer hält eine herzbrechende Rede, und Alles weint und schluchzt während der Sarg in die Tiefe versenkt wird“

„In den Backofen geschoben wird, wollt Ihr sagen!“ „Nein, in die Tiefe versenkt wird, gerade wie bei einem gewöhnlichen Begräbniß, und zwar kann es so feierlich gemacht werden, wie dieses.“

„Ja wohl, feierlich!“ rief der Rathschreiber dazwischen. Doch der Hinkende, ohne diesem Witz das gebührende Lächeln zu zollen, fuhr fort:

„Denket Euch, man errichte auf dem künftigen Feuerfriedhofe ein Gebäude in Form einer Kapelle, die man so reich und würdig ausstatten kann, als die schönste Kirche. In dem Kellergehoß der Kapelle, unsichtbar für die Personen, die sich oben befinden, sei die Verbrennungseinrichtung, die aus dem Gaserzeuger, dem Verbrennungsraum und aus dem Schornstein zur Abführung der Gase u. s. w. besteht. Der Leichenzug kommt unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten in der Kapelle an, der Sarg wird neben einer grabähnlichen Oeffnung auf einen Katafalk gesetzt, die Leidtragenden stehen darum herum und weinen, der Pfarrer hält seine Rede, die Schulkinder singen, und der Sarg wird in die Tiefe versenkt, gerade wie in ein Grab, und die in den unteren Feuerraum führende Oeffnung wird geschlossen. Die Trauergesellschaft begibt sich still nach Hause, während unter der Kapelle der Verbrennungs-Prozess vor sich geht. Ist das nicht schön und würdig? Ist das nicht schöner, als wenn man in Sturm und Wetter auf dem offenen Kirchhofe stehen muß, und sich einen Schnupfen oder eine Lungenentzündung holt, während der Geistliche eine Rede herunter hapselt, damit er bald wieder in's Trockene kommt? Nach beendigtem Verbrennungs-Prozess wird die Asche in eine Urne gesammelt, und in der Kapelle aufgestellt, oder die Urne kann mit nochmaliger entsprechender Feierlichkeit auf dem Friedhofe beigesetzt, und das Grab mit Kreuz und Grabstein bezeichnet werden, wie bisher.“

Frau Martin saß ganz nachdenklich auf der Ofenbank, sah auf ihre Schürze nieder und sagte nichts. Der Rathschreiber aber faßte die Sache vom gelblichen Gesichtspunkt auf: „Alles recht gut und schön, Hinkender;



„Der Pfarrer hält seine Rede, die Schulkinder singen und der Sarg wird in die Tiefe versenkt.“

aber wie ist's mit den Kosten? Unsere Gemeinde zahlt ohnedies schon 1 Mark 50 Pf. Umlage vom Hundert, und so eine Kapelle muß heidenmäßig viel Geld kosten, und bei den Holzpreisen ist das Verbrennen auch theurer als das Begraben."

"Was die Kosten betrifft, da habt Ihr Recht, Rathschreiber," erwiderte der Hinkende. "In einer kleinen Gemeinde, wie die Curige, wo der Todtengraber das uneinträglichste Handwerk hat, da sind die Unkosten freilich zu groß. Aber um solche kleinen Gemeinden handelt es sich ja auch gar nicht, die finden noch Raum genug um ihre Todten unschädlich begraben zu können. Nein, die Leichenverbrennung kann nur einen Zweck haben in großen Städten, und im Kriege, wo große Massen von Leichen sich anhäufen, und da kann sie freilich nicht dringend genug empfohlen werden."

"Hinkender, jetzt gebe ich mich gefangen," sagte der Bürgermeister, "Ihr habt Recht, das Verbrennen ist schön, gut und zweckmäßig, und fast thut mir's leid, daß unsere Gemeinde keine große Stadt ist."

"Ich aber gebe mich noch nicht gefangen," eiferte die Frau Löwenwirthin, "und wenn das Leichenverbrennen noch so schön und gut ist, eines ist es doch nicht!"

"Nun, was denn nicht?"

"Christlich ist es nicht, es ist heidnisch! Christen verbrennt man nicht, man begräbt sie. Bis sie in der Erde begraben werden, die unsrer Aller Mutter ist," heißt es in der Bibel, und nicht bis sie verbrannt werden. Abraham, Isaaq und Jakob wurden begraben, Moyses wurde von Gott selbst begraben, David wurde begraben, und so alle frommen Männer!"

"Herr Lehrer," sagte der Hinkende, "ich sehe schon, mit Frau Martin, werde ich nicht fertig. Wisset Ihr, ich bin nicht so bibelfest. Ihr aber seid ein gelehrter Mann. Hat nicht auch die Bibel Beispiele von Leichenverbrennungen?"

"Freilich hat sie," entgegnete der Lehrer eifrig, und bereitete sich triumphirend durch eine Priße zu seinem gelehrten Vortrage vor, denn in der Bibel war er stark beschlagen.

"Freilich hat sie! Im Buche Samuel, im Jeremias und im Buche der Chronika steht es geschrieben: Die Juden verbrannten die Leichen ihrer Könige, und das war eine große Ehrenbezeugung. Saul und seine drei Söhne wurden von den Gileanitern verbrannt und vom Könige Assa heißt es: sie legten ihn auf sein Lager, welches man gefüllt hatte mit gutem Räncherwerk und allerlei Spezerei nach Apothekerkunst gemacht, und machten ein sehr großes Brennen." Von Assa's Entel, dem König Joram steht geschrieben: "Er starb an bösen Krankheiten und sie machten nicht über ihn einen Brand, wie sie seinen Vätern gethan hatten, und begruben ihn nicht unter der Könige Gräber." Auch der Prophet Jeremias sagt zum Könige Zedekia: "Wie man über deine Väter gebrannt hat, wird man auch über dich brennen und dich flagen. Ach Herr!"

"Wab gemacht, Herr Lehrer, Ihr habt die Frau Martin mit der Bibel geschlagen. Daß man aber damals nur die Könige und nicht auch die gemeinen Leute verbrannt hat, wird wohl in den Kosten seinen Grund haben, denn die Apotheker-Rechnung bei König Assa's Brand mag eine schöne Summe gekostet haben!"

"Das Verbrennen der Leichen," fuhr nach dieser Zwischenrede des Hinkenden der Lehrer wieder fort, "ist überhaupt nichts Neues, und war im Alterthum bei vielen Völkern gebräuchlich. Die Griechen verbrannten ihre Todten, und wie man heut zu Tage nach einer Schlacht gegenseitig Waffenruhe hält um seine Todten zu begraben, so hielten die Griechen und die Trojaner nach

einer Schlacht unter den Mauern Trojas Waffenruhe um ihre Todten zu verbrennen. Und die Griechen sammelten die Asche ihrer Todten und nahmen sie mit zurück in die Heimath und die Aschenurnen wurden von den Angehörigen in dem Heiligthume aufgestellt."

"In Frankreichs Boden modern viele Tausende unserer Väter, Brüder und Söhne," fiel der Hinkende mit ungewohnter Festigkeit ein. "Wäre es nicht schöner, man hätte uns ihre Asche mit zurückgebracht, als sie in Frankreich verfaulen zu lassen, damit sie den Franzosen ihre Felder düngen? Doch fährt fort Lehrer!"

"Von den Griechen haben's die Römer gelernt, und auch unsere Voreltern, die alten Deutschen haben ihre Todten verbrannt und die Asche in Urnen aufbewahrt. Mit Einführung des Christenthums wurde allerdings überall das Beerdigens Sitte."

"Und Sitte ist es, eine alte christliche Sitte," fiel der Hinkende wieder ein, "und in sofern hat die Frau Martin Recht. Sie wird sich auch nicht über Nacht abschaffen lassen, und selbst wenn sie in großen Städten eingeführt werden sollte, wird man sie vorerst nicht zwangsweise einführen können. Ohne seinen Willen wird man Niemand verbrennen, und wer es vorzieht, sich für 25 Jahre auf einem Kirchhof einzumietzen und dann aus dem engen Stübchen heraufgeworfen zu werden um einem andern Platz zu machen, der mag seinen Willen haben. Das aber ist sicher, nur mit der Verbrennung erhalten unsere Todten eine sichere unantastbare Ruhestätte, und der Spruch: "Sanft ruhe seine Asche" wird nur bei der Leichenverbrennung Wahrheit!"

"Also habe ich doch Recht," rief die Löwenwirthin triumphirend, "christlich ist es doch nicht! Und wie ist es denn bei der Auferstehung, wenn die Asche nicht in geweihter Erde liegt? He, Hinkender?!"

"Frau Martin," sagte der Hinkende, "ich habe bis jetzt alle Achtung gehabt vor euerm Verstand und vor eurer Frömmigkeit, aber so weit dürft Ihr's nicht treiben. Geweihte Erde! Habt Ihr einen so schlechten Begriff von dem lieben Gott, daß Ihr glaubet, er werde es einer armen Menschenseele entgelten lassen, wenn ihr Leib nicht in geweihter Erde versaut ist? Glaubet Ihr wirklich, daß geweihter Boden zur Seligkeit nöthig sei? Und die Tausende, die im Meere ertrunken und von den Fischen gefressen worden sind, und die Tausende, die die päpstliche Glaubenswuth auf den Scheiterhaufen verbrannt hat, sollen die nicht auch selig werden können? Und nicht christlich, sondern heidnisch ist das Verbrennen? Ei, da sind noch andere heidnische Gebräuche in das Christenthum übergegangen, und zu christlichen Festen und Gebräuchen veredelt worden, wovon Ihr keine Ahnung habt; z. B. der Weihnachtsbaum, das Weihwasser, das Osterfest; warum soll nicht auch das Verbrennen ein christlicher Brauch werden können?"

"Jetzt habe ich nur noch einen Anstand," rief der Lehrer. "Beim Verbrennen kann ich alle meine Grabeslieder nicht mehr brauchen: "Im Grab ist Ruh," und "Süß und ruhig ist der Schlummer in der Erde süßem Schoß," und die ganze Grabes-Poesie muß umgedichtet werden."

"Und wie ist es denn mit den Gespenstern, Hinkender," fragte der Rathschreiber, der ein gewaltiger Freidenker ist. "Wenn die Todten verbrannt werden und nicht mehr um Mitternacht, in das schleppende Leichentuch gehüllt, zwischen den Gräbern lustwandeln, da kann man ja in den Spinnstuben keine Gespenstergeschichten mehr erzählen?!"

"Nun desto besser," erwiderte der Hinkende, "so wird bei dem Verbrennen auch ein gut Stück Aberglaube verbrannt. — Nun aber ist es Zeit, daß ich aufbreche, es ist noch ein weiter Marsch nach Lahr. Was bin ich schuldig?"

„Drei Schnitt Rehner macht 54, und einen Handlās mit Brod macht 12, zusammen 66 Pfennige.“

„Nun, Frau Martin, gebet Ihr mir nicht eine Hand zum Abschiede?“

„Doch, Hinkender, eine Hand sollt Ihr haben, aber“

„Nun aber?“

„Aber verbrennen lasse ich mich doch nicht!“

„Nun, ich bin auch noch nicht auf dem Scheiterhaufen! Gute Nacht Ihr Männer!“

Gute Antwort.

In Bäuerlein fuhr mit einem Wagen voll Waizen zur Stadt. Unterwegs holte er einen geistlichen Herrn ein, der in seinem Brevier las und des Weges nicht Acht hatte, so daß der Bauer rufen mußte: „He, Achtung da vornen!“ und hielt die Pferde an. „Guten Morgen, Hochwürden“, sagte der Mann

zu dem Geistlichen, der erschrocken auf die Seite gesprungen war, und küßte freundlich den Dreispitz, und setzte hinzu: „Wollen der Herr Pfarrer vielleicht eine Strecke mitfahren? Wir haben Platz für zwei, und der Weg ist so schmutzig.“

Der geistliche Herr dankte freundlich, schob das Brevier in die Tasche und setzte sich neben das Bäuerlein.

Als sie eine Strecke Weges gefahren waren, sagte der Geistliche:

„Ihr seid gewiß ein gut katholischer Christ?“

Da schaute der Bauer verwundert auf und fragte: „Warum glauben Sie das, Hochwürden?“

„Nun, weil Ihr Euch gegen mich, einen katholischen Priester, so freundlich erwiesen habt.“

Da lachte das Bäuerlein: „Ew. Hochwürden, glauben Sie denn, wir Evangelische sind keine höflichen Leute? Ich bin evangelisch.“

Der Geistliche sagte nichts, aber er rückte etwas abseits. Nach einer Weile aber dachte er: „der Mann war freundlich gegen mich, ich will sehen, ob ich ihn nicht bekehren kann, aus Dankbarkeit.“ Also fing der Geistliche an den Bauer zu bekehren. Er schilderte ihm die Herrlichkeiten des Himmels und die Schrecken der Hölle, so genau als wenn er selber schon dort gewesen wäre, und wie es eben in diesen Himmel nur einen einzigen Weg gäbe, die römisch-katholische Kirche, und wie alle andern Wege zur ewigen Verdammniß führen. Und deswegen heiße die katholische Kirche die Alleinseligmachende, und sie sei es auch, sie sei aber auch die barmherzige, und nehme die verirren Schafe wieder auf in ihren Schooß, und da er, der Bauer, auch so ein verirrtes Schaf sei, so“

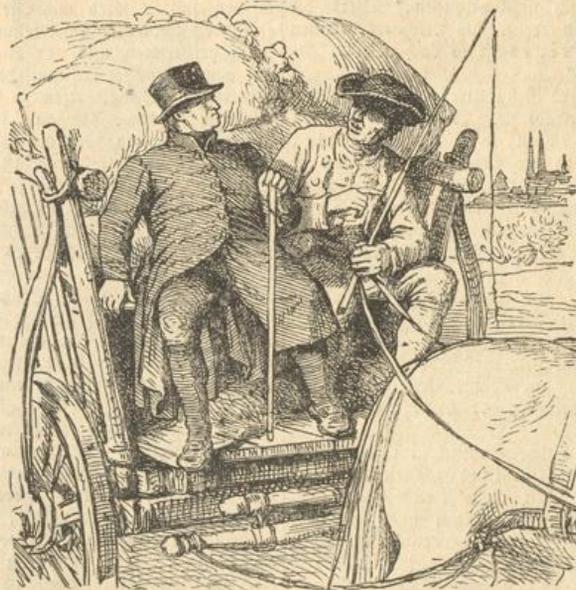
Weiter kam der geistliche Herr nicht in seinem Bekehrungsbeifer. Der Bauer hatte schon ein paar Mal seinen Dreispitz gerückt, und als der geistliche Herr an das verirrt Schaf kam, da rief der Bauer: „O ha!“ Die

Pferde glaubten, es gelte ihnen und hielten stille, der Bauer aber meinte den geistlichen Herrn. „O ha! Hochwürden“, sagte er und gab seinem Dreispitz einen Klapp, daß er fester auf dem Kopfe saß. „So weit sind wir noch nicht; und jetzt lassen Sie mich auch etwas sagen. Sie, Hochwürden, sind katholisch und ich bin evangelisch. Gut! Wenn Ihre Eltern evangelisch gewesen wären und meine katholisch, so wäre es vielleicht umgekehrt, und auch da hat der Zufall seine Hand im Spiele. Und nun meine ich so: Sehen Sie, Hochwürden, dort die Thürme der Stadt in der Morgensonne glänzen? Dort hin, in die Stadt führen viele Wege, auf denen die Bauern ringsum ihre Frucht zu Markte bringen, gute und schlechte Wege, Landstraßen, Feldwege, ebene und bucklige, und ist sogar ein Prügelpfad darunter.

Wenn ich aber mit meinem Waizen auf den Markt komme, so fragt mich kein Mensch, welchen Weg ich gemacht habe, und habe ich guten Waizen auf dem Prügelpfad hergebracht, so gilt er sein Geld, und die taube Frucht kauft Niemand und wenn sie auf der schönsten

Landstraße daher geführt worden wäre. Sehen Sie, Hochwürden, so meine ich, wird es der liebe Gott auch machen. Er wird uns nicht fragen, „woher des Wegs?“, sondern er wird uns fragen, „was bringt Ihr?“ Und wenn unser Gepäc in Ordnung ist, so wird uns allen, Katholiken, Protestanten und Juden, der Himmel offen stehen. Das ist so meine einfältige Meinung, Herr Pfarrer! Doch Sie wollen schon absteigen? Wie Sie wünschen. Guten Morgen, Hochwürden!“

Der geistliche Herr wandelte wieder seine Straße und las in seinem Brevier, und der Bauer führte seinen Waizen in die Stadt. Er wird sein Geld gegolten haben.



„Sehen Sie, Hochwürden, dort die Thürme der Stadt in der Morgensonne glänzen?“

Auch eine Erklärung.

In der Christenlehre behandelte der Herr Pfarrer das Opfer Abrahams, und was für ein gottesfürchtiger Mann das gewesen sei, der sogar seinen Sohn Isaak habe schlachten wollen zur Ehre Gottes.

„Aber“, fragte nun der Herr Pfarrer, „warum hat Abraham seinen Sohn Isaak nicht wirklich geschlachtet?“

Die Buben, sei es nun daß sie es wirklich nicht wußten, oder daß sie mit Abraham unzufrieden waren, daß er es nicht gethan hatte, — kurz, die Buben schwiegen still, und blieben sitzen.

„Nun, weiß es keiner von Euch?“

Da streckte auf der hintersten Bank der Jakobele den Finger in die Höhe.

„So, der Jakobele weiß es. Nun sage mir also, Jakobele, warum hat Abraham seinen Sohn nicht wirklich geschlachtet?“

Der Jakobele stotterte: „Weil — — weil er no . . . noch nicht fett genug war.“

Nämlich der Jakobele war der hoffnungsvolle Sohn des Schweinemetzgers im Städtlein.

Die Betsuche in Amerika.



on dieser Seuche hat der geneigte Leser gewiß auch schon gehört, und der Hinkende braucht sich also nicht zu

rechtfertigen, daß er zum Beten dieses Wort gebraucht; er hat's nicht erfunden, und ihm für seine Perion wäre es ganz recht, wenn die Betsuche ein Druckfehler wäre, und wenn es Betsuche heißen sollte, mit zwei t. Mit ein e m t ist es zwar auch eine Krankheit, eine Seuche, aber keine, die den Kranken an das Bett fesselt. Das Beten, die Erhebung des Herzens zu Gott, ist gewiß eine schöne, würdige Sache, wenn es auf die rechte Art, zur rechten Zeit und am rechten Orte geschieht; es ist aber eine verwerfliche Grimasse, wenn es nur ein Lippengebet ist, wie der fromme Mann in Indien, der, ehe er sein Mittagsschläfchen macht, seine Gebetmühle aufzieht, wie eine Schwarzwälder-Uhr, und läßt sie abschnurren, während er sich in Träumen wiegt, oder — und das ist auch nicht viel besser — wie des Döbelbauers Margreth, die in der Kirche drei Vaterunser herunterleiert, und demt beim ersten an ihren Schatz, den Jäger-Toni, beim zweiten an das Sauerkraut mit Schweinernem, das sie nach der Kirche auf ihres Vaters Tisch erwartet, und beim dritten an den Kirchweih-Tanz auf den Abend.

Zu einer Krankheit, zu einer förmlichen, ansteckenden Seuche aber ist das Beten in Amerika geworden, — und von dieser merkwürdigen Krankheit will nun der Hinkende etwas erzählen. In einem Dorfe im Staate Ohio lebte, und lebt heute noch, der Zimmermann Joel Smitt mit seinem Weibe Deborah. Die Beiden lebten recht glücklich mit einander, der Joel war ein braver, redlicher, fleißiger Mann, und weil er Zimmermann war, so hatte er eine etwas trockene Leber, die er öfters ansteigen mußte. Die meisten Zimmermänner leiden an dieser Krankheit, nicht nur in Amerika.

Nun kam es dann und wann vor, daß der Joel in der Veruhigung seiner Leber ein Uebrißes that, und mit einem kleinen Spiz nach Hause kam; weil er aber selbst in dieser gehobenen Stimmung liebenswürdig, und überhaupt ein guter Ehemann war, so machte seine Frau nicht viel Aufhebens davon, und wenn's einmal ausnahmsweise über die Liebenswürdigkeit hinaus ging, suchte sie ihn, als verständige Frau, durch liebevollen Zuspruch wieder auf den rechten Weg zu bringen.

So lebten die Beiden glücklich und vergnügt, bis die Deborah unter die Methodisten gerieth, fromm wurde, und

der Geist über sie kam. Der Geist aber, der über sie kam, war ein Feind von jedem andern Geiste, namentlich aber vom Weingeiste, und jetzt waren der Frau nicht nur die Gläser zu viel, die der Joel manchmal über den Durst trank, sondern auch die, so er zu seiner Leibes Nothdurft, zur Stärkung bedurfte. Nun aber suchte sie ihn nicht mehr mit Liebesworten zu bekehren, sondern sie gab sich alle mögliche Mühe, daß der Geist auch über ihn käme, und quälte ihren Mann vom Morgen bis zum Abend mit Beten und Singen. Der Joel und der Geist schienen aber keinen Geschmad an einander zu finden, denn der Geist wollte nicht über ihn kommen, und durch das Beten und Psalmsingen wurde Joel's Leberleiden so sehr gesteigert, daß er jetzt häufiger im Wirthshause zu finden war, als zuvor. Deborah wurde aber immer frommer, und der Geist beherrschte sie zuletzt so ausschließlich, daß sie betete und sang, wo sie ging und stand, in der Küche, wenn sie Kartoffeln schälte, im Garten, wenn sie den Salai jätete und im Stalle, wenn sie die Schweine fütterte. Ihre Schwestern und Brüder in Christo priesen sie als eine Erleuchtete, als eine Heilige, und daß der Methodistprediger und die heiligen Brüder die hübsche, junge Heilige nicht bereits mit dem Bruderkuß geweiht hatten, hatte diese nur dem beklagenswerthen Umstande zu danken, daß der eifersüchtige Joel geschworen hatte, dem ersten Heiligen, der so etwas thue, schlage er den Schädel ein. — Die Welt aber, und mit dieser eben Joel, hielten die Deborah weniger für erleuchtet, als vielmehr für übergeknappt.

Eines Abends saß Joel, um seinen Kummer zu ver trinken, im Wirthshause, als seine Frau hereintrat und ihn, nicht gerade auf die liebevollste Weise, aufforderte mit nach Hause zu gehen. Da Joel trohig hinter seinem Glase sitzen blieb, so fiel Deborah auf ihre Kniee und begann für das Seelenheil ihres durstigen Mannes in so auffallender und sonderbarer Weise zu beten, daß dieser sich vor seinen Kameraden schämte und, sein Glas im Stiche lassend, schleunig mit seiner Frau nach Hause ging. Jetzt hatte sie ein erprobtes Mittel ihren Mann zu ziehen, und sie wendete es reichlich an, und wenn Joel im Wirthshause war, so konnte er sicher sein, daß seine betende und psalmsingende Frau erschien; aus Scham und um Aufsehen zu vermeiden, folgte ihr Joel auch jedesmal; freilich daheim zog er andere Saiten auf, und um das Glück ihrer Ehe war es geschehen.

Die Deborah hatte aber eine Nachbarin, deren Mann hieß Abadia, und da er ein Schuster war, so hatte er auch eine trockene Leber, wie sein Nachbar Joel; und wie dieser behauptete, sein Leberleiden komme von den Hobeisphänen her, so war der Schuster überzeugt, das seinige sei eine Folge des Pech's. Das gleiche Leiden führte die Patienten in die gleiche Apotheke, das Wirthshaus, und so waren sie Freunde geworden.

Der Schuster hatte schon mehrmals mit angesehen wie sein Freund Joel von seiner Frau zum Wirthshause hinaus gesungen und gebetet wurde, und war so unvorsichtig, es daheim seiner Frau als einen ungeheuern Spaß zu erzählen. Madame Abadia machte aber aus dem Spaß bitteren Ernst, und am nächsten Abend erschien zum Entsetzen des Schusters nicht nur Frau Deborah im Wirthshause, sondern auch seine eigene Frau, und richtig beteten die zwei Frauen ihre Männer zur Thüre hinaus, zum allgemeinen Ergötzen der übrigen Becher. Aber auch denen war die Freude nicht lange vergönnt, denn wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Wirkung der Bete-

Kur durch das Dorf; am nächsten Abend waren es schon vier Veterinnen, welche die Wirthshäuser von ihren Männern säuberten, am dritten Abend waren es ein Duzend, und endlich scharten sich alle Weiber zusammen, deren Männer das Wirthshaus dem häuslichen Heerde vorzogen. Die Schenken des Dorfes wurden regelmäßig abgejucht und mit Singen und Beten gesäubert, und das Ende vom Liede war, daß die Weiber den Sieg davon trugen, und die Wirthe mußten ihre Schenkstuben schließen. Das war der Ursprung der sog. Bettseuche. Der Ruhm der Deborah und ihrer Mitschwester ließ aber die Weiber in den benachbarten Ortschaften nicht schlafen, das Beispiel war ansteckend, und bald war der ganze Staat Ohio von der Seuche ergriffen. Die Geistlichkeit, die bisher

mit Singen, Beten und Heulen, bis die Uebergabe erfolgte. — In der Stadt Xenia befanden sich in einer Straße neun Wirthshäuser. Und sonderbare Wirthschäfte hatten sie: „Schatten des Todes“, „Odem der Hölle“, „Sicherer Tod“, „Teufelshöhle“, u. s. w. Hiernach scheinen es allerdings keine Anstalten für sittliche Hebung des Volkes gewesen zu sein. Drei Tage lang belagerten die singenden und betenden Weiber den „Schatten des Todes“, dessen Befehlshaber mit seiner Besatzung durchaus nicht capituliren wollte. Die Belagerung dauerte Tag und Nacht, die Belagerinnen lösten sich regelmäßig ab, und ganze Mädchenschulen, mit ihren Lehrerinnen an der Spitze, rückten als Hilfstruppen an und sangen neugedichtete Lieder:

„Sage uns, o Wirth zum Schatten,
„Raubst die Väter uns und Gatten?“ u. s. w.
oder:
„Lieber Vater komm nach Hause,
„Komm zu uns zur Abend schmause.“ u. s. w.

Am Nachmittage des vierten Tages endlich streckte der Wirth die Waffen und erklärte seine unbedingte Uebergabe. Die Besatzung hatte sich zwar übergeben, aber sie konnte nicht abziehen, sie war von dreitägigem Kampfe zu schwach auf den Beinen.

Die Nachricht von dem Siege verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die Stadt. In wenigen Augenblicken war die Straße mit Menschen gefüllt und alle Glocken der Stadt wurden geläutet. Unter dem Singen der siegreichen Weiber rollte der Wirth seine Fässer vor das Haus und schlug ihnen eigenhändig den Boden ein, daß alle Straßenrinnen gefüllt waren mit einem Gemengel von Bier und Branntwein, daß einem ächten Kneipbruder das Herz hätte brechen mögen. Der weibliche Hauptmann hielt

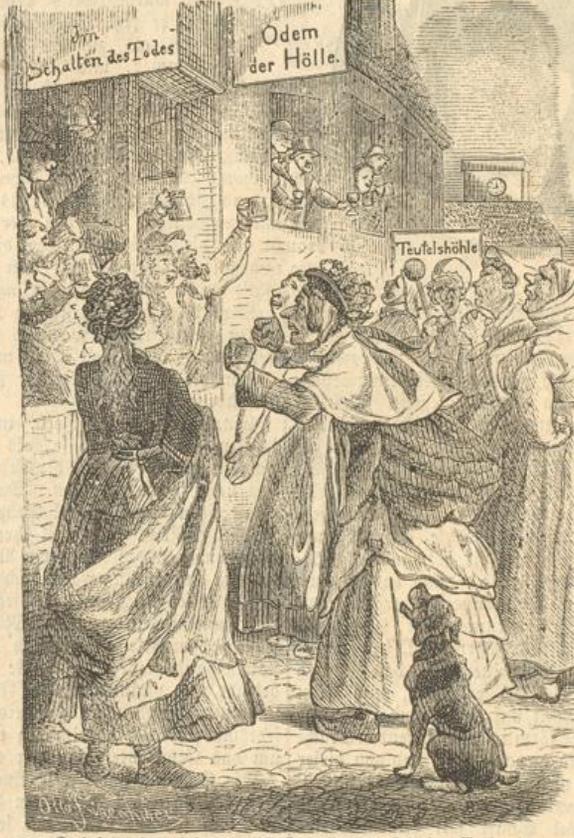
hierauf eine Rede, und empfahl den Wirth der allgemeinen Unterstützung, weil er jetzt doch ein anderes Gewerbe anfangen müsse, und zog dann unter Hurrah und Singen mit seinen Truppen ab.

Die schlimme Welt aber sagt, der Wirth zum „Schatten des Todes“ habe ein gutes Geschäft gemacht, und der Befehlshaber des weiblichen Belagerungsheeres habe am dritten Tage des Bombardements mit dem Festungs-Commandanten — wie Cabrera mit den Karlisten — ein heimliches „Conventio“ gemacht, und das gepöferte Bier und das gebrannte Wasser — nur sei auch viel ungebranntes dabei gewesen — sei ihm theuer bezahlt worden.

So lange der Schwindel dauerte, handelte der Wirth mit Kaffee und Thee und andern unschädlichen und frommen

Nun wurden allenthalben Versammlungen in den Kirchen und in den Pfarrhöfen gehalten, und der Plan zu dem Kreuzzuge entworfen. Die Feindseligkeiten wurden eröffnet und hatten gewöhnlich folgenden Verlauf:

Eine Weiberschaar zog unter dem Gejohle der Straßenzugend vor ein Wirthshaus und stellte sich dort auf. Drei der zungenfertigesten Damen wurden in die Wirthsstube abgeschickt und mußten die Gäste auffordern, sich zu entfernen, und den Wirth, seine Wirthsstube zu schließen. In der Regel wurde dieser erste Angriff mit Hohngelächter abgeschlagen. Nun sangen die drei tapferen Weiber an zu beten und jämmerlich zu singen. Auch dieser zweite Angriff hatte meist keinen Erfolg, obgleich es bereits dem einen oder dem andern Becher etwas unbehaglich wurde. Der Wirth, der für seine Rundschaft bangte, beförderte die drei Eindringlinge zur Thüre hinaus, die Vorposten zogen sich auf die Hauptarmee zurück, und nun erhob sich auf der Straße ein Beten, Singen, Heulen und Wehklagen, daß das Bier in den Fässern sauer wurde, und auch dem durstigsten Bruder das Trinken entleidet wurde. Hatten die Becher so starke Nerven um diesen Massenangriff das Erstmal auszuhalten, so kamen die Weiber wieder und wieder, oder aber sie wichen gar nicht vom Plage, sondern belagerten die Schenke förmlich nach allen Regeln der Kriegskunst, und bombardirten sie so lange



Drei Tage lang belagerten die singenden und betenden Weiber den „Schatten des Todes.“

Getränken, und der reuige Sünder hatte einen gewaltigen Zulauf und machte ein gutes Geschäft.

Aber auch der Triumph der Weiber dauerte nicht lange; in den größern Städten konnte diese frömmelnde Narrheit überhaupt keinen Boden finden, und auch auf dem Lande bekam der Durst bald wieder das Uebergewicht über die Frömmigkeit, die Betscheu erlosch, und der Wirth zum „Schatten des Todes“ legte seine Bier- und Branntweinfässer wieder auf.

Hätte der Weiber - krieg nur dem Könige Schnaps und seinem Hofstaate gegolten, dem in Amerika allerdings viel zu viel Gewalt eingeräumt ist, so hätte der Hinkende und gewiß auch alle seine geneigten Leser, den Weibern von Herzen den Sieg gewünscht, allerdings mit andern Waffen, als mit Singen und Beten; so aber

zogen sie gleichermaßen gegen Bier, Wein und Obstmost zu Felde, und nicht nur gegen den übermäßigen Genuß, sondern überhaupt gegen jeden Genuß dieser Getränke.

Ja, es wurde sogar vorgeschlagen beim Abendmahl statt des Weines — Himbeerläßt zu reichen.

Das aber ist eine Verzücktheit, und allzusehr macht schartig.

Aber — der Hinkende hat es schon angedeutet — es steckte noch etwas Anderes dahinter.

In dem freien Amerika nehmen sich auch die Herren Geistlichen die Freiheit sich in Alles zu mischen, was sie angeht und was sie nicht angeht, gerade wie bei uns hüben über'm Bache. Bringen wir, — so rechneten sie, — mit Hilfe der Weiber, die Männer in diesem Punkte unter den Daumen, so müssen sie sich auch in andern Dingen ducken. Der Mann, der sich zum Wirthshause hinausbeten läßt, läßt sich am Ende auch in eine Kirche hineinbeten. Nun das wäre schon Recht und in Ordnung, aber er würde gerade nur in die ober die Kirche hineingebetet, wie der geistliche Herr will, und hat er ihn einmal hier fest, so bringt er ihn auch an die Wahlurne mit einem geistlichen Stimmzettel in der Hand.

Da hängt's heraus, und darum sagt der Hinkende: Gottlob, daß die Geschichte ausgegangen ist, wie das Hornberger Schießen, wo sie befamlich kein Pulver mehr hatten.

Und nun will der Hinkende zum Schluß und zur Erheiterung des geneigten Lesers noch den Wechselgesang mittheilen, der während der Betscheu in der Stadt Columbus vor und in dem Hause eines deutschen Wirthes aufgeführt wurde.

Also:

Die Weiber rücken vor dem Wirthshause auf und beginnen:

Sieh Herr Dein Volk in Gnaden an,
Dein Licht stets leuchte heller!

Chor der Männer im Wirthshause:

Der liebste Buhle, den ich han,
Der liegt beim Wirth im Keller.

Chor der Weiber:

Wollst o Gott uns gnädig sein,
Laß uns nicht verderben!

Chor der Männer:

Ich will einst bei Ja und Nein
Vor dem Zapfen sterben!

Chor der Weiber:

Nach Zion schau'n wir auf, zu Dir,
Du Herr bist unsre Sonne!

Chor der Männer:

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne.

Chor der Weiber:

Laßt auf die Knie uns sinken
Vor seiner Herrlichkeit!

Chor der Männer:

Im Herbst, da muß man
trinken,
Da ist die rechte Zeit.

Chor der Weiber:

Unsre Sündenlast, wie sie
Ist so schwer zu tragen..

Chor der Männer:

Mich ergreift, ich weiß nicht
wie,
Himmlisches Behagen.

Chor der Weiber:

Der Herr nur ist König,
der Herr ist's allein.

Chor der Männer:

Es zogen drei Burtschen
wohl über den Rhein.

Chor der Weiber:

Dem Herrn nur allein ge-
bührt die Ehr.

Chor der Männer:

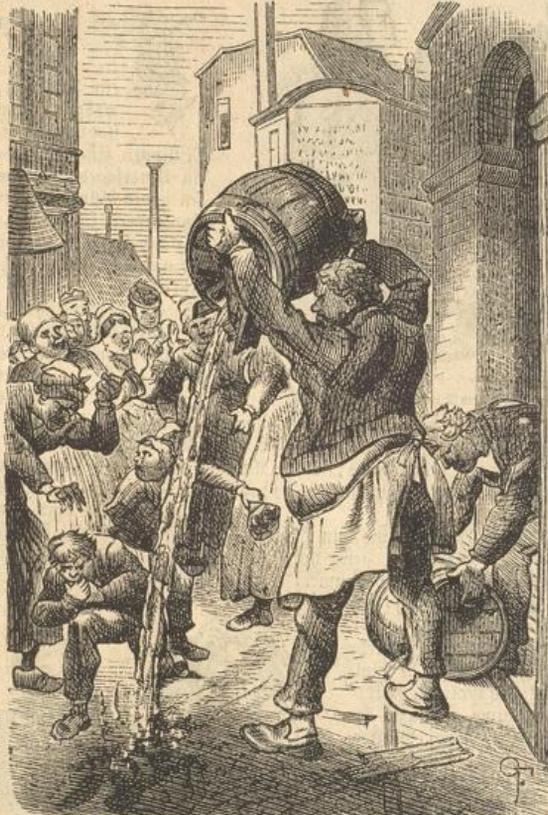
Wenn's immer, wenn's im-
mer, wenn's immer so wär.

Chor der Weiber:

Kyrie eleison! Halle-lujah!
(Ziehen ab.)

Chor der Männer:

Ubi bene, ibi patrial
(Weiben sitzen.)



Unter dem Singen der siegreichen Weiber rollte der Wirth seine Fässer vor das Haus und schlug ihnen eigenhändig den Boden ein.

Warum der Herr Kurz in H.....g alkatholisch geworden ist.

An einem Sonntag-Vormittag, beim Heimgange aus der Kirche, habe ich — so erzählte jüngst eine Freundin dem Hinkenden — in dem Laden des Herrn Kurz vorgeprochen, um mir ein Paar warme Handschuhe zu kaufen.

Ich gehe gerne in diesen Laden, denn die Frau Kurz ist eine nette, freundliche und verständige Frau, mit der ich gerne ein Viertelstündchen plaudere, so eine ächte Pälzerin, und Alles in dem Laden ist gut und preiswürdig, und was mir besonders gefällt, lauter deutsche

Maaren mit ehrliehen deutschen Preiszetteln, nichts ver-
welsch oder englisiert. —

Wie ich mir nun so die Handschuhe anversuche, kommen
die zwei Mädchen der Frau Kurz in den Laden gesprungen
und machen vor mir ihren Knix.

„Guten Morgen Kinderchen, wo kommt Ihr her?“
fragte ich.

„Aus d'r Kerch,“ sagte das ältere Mädchen.

„Aus der Kirche? Und aus welcher?“

„Aus d'r altkatholische.“

„Ah, so sind Sie altkatholisch?“ wandte ich mich an
Frau Kurz.

„Ja, Madame,“ antwortete diese, „deß heeßt, ich bin



„Ach Gott Mutter, Mutter du kummst nit in de Himmel.“
evangelisch, un mei Mann iss katholisch, mer sin gemischt;
er hatt aver nit dran gedenkt, unner die Altkatholische zu
geh'n, aver do sinn die Kinner als heemkomme, vum
Herr Kaplan, un hawe so dumm's Zeug g'schwätzt.“

„Et, ei, und was denn?“

„Genmol iss die Kleen aus d'r Kerch kumme, un hot
gegreint un gekriech, daß 's er's Herzscheck gewo hot:
Ach Gott Mutter, Mutter, du kummst nit in de Himmel!“

„Was jehst de?“ hab ich g'sagt, „ich nit in de
Himmel?“

„Ja, d'r Herr Kaplan hott's in d'r Kriechtelehr
gepredigt. Norr die Katholische kumme in de Him-
mel, un du bischt doch luterisch! Ach Gott, ach Gott!“

„Eanner mol sin se heem kumme un hawe des
nämlich Liedel g'funge: Ach Gott, liebi Mutter,
du kummst noch e mol nit in de Himmel! —
Mir iss d'r Verschtand schill g'schtanne. — D'r
Herr Kaplan hott g'sagt, norr wer wenigstens
zweemol wechentlich in die Kerch geht, kummt in
de Himmel. Un du, Mutter, gehst norr alle
verzehn Dag in die Predigt.“

„Wie mei eigene Kinner so zu mer geredd hawe,
do iss mer's Wasser in die Nage g'schosse, un ich hab
greine müsse vor Schmerz und vor Born. Iss deß
aach recht von so 'me geistliche Herr, die Kin-
ner gege ihr leidliche Mutter so uffzuhebe? —

„Gleich bin ich zu mein Mann gange un hab
em Alles verzählt.“

„Aver do hätte Se mein Mann sehe solle — no
Se lenne en so, mein Mann! Was? hott'e g'sagt,
wolle die Paffe aach in meiner Familie Unfriede
schäfte? Jekt hob ich 's satt, jekt geh'n mer unner
die Altkatholise! Un so sinn mer altkatholisch worre.
Un wie bin ich froh! Sie glaawe gar nit, wie gern
die Kinner jekt zu ihrem Herr Parrer gehn; den hawe

se so lieb, sie gingte for' en durch's Feier, weil'r halt
mit'n aach so lieb und gut iss. Do gucke Se, die
kleen Krott do, hott'n in'eme Medallion am Hals henke.
Sie hott sich'n kaast von ihrem Sundtagsgeld bei'm We-
der. Am leetzte Sundtag sin mei Kinner heem kumme,
un hawe for lauter Blessier gerufe: Liebs Mutterle,
jett kummst doch in de Himmel!

„So? no, deß freet mich, haw ich g'sagt. — Ja, unser
Herr Parrer hott gepredigt, sage se, hawe se g'sagt, es
kämte alle Leit in de Himmel, wo brav wäre. Un wege dem
Kerchegehn hott'r g'sagt, 's wär g'scheider, die Mitter dhäte
dahem ihr Kinner b'sorge, als so viel in die Kerch laase.“

„Sehn Se, Madame,“ setze Frau Kurz hinzu, „derend-
wegen sinn mer altkatholisch worre, un ich sag
Gottlob drum!“

Zwei Amtsbrüder.

... stetten im badischen Oberlande ist
ein Dörschen, hat einige Hundert Ein-
wohner; London aber ist die Haupt-
stadt von England und wohnen drei
Millionen Engländer darin. Das ist nun freilich
ein Unterschied; in einem aber sind sie gleich, jedes
hat seinen Bürgermeister. Unter den drei Millionen
Engländern in London sind aber auch viele Nicht-
engländer, zum Beispiel Deutsche, und unter den
Deutschen einer, der heißt Xaver Meierhuber, ist
Uhrenmacher, wohnt in London, Regent-Street
(Street ist englisch und heißt auf deutsch Straße)
Nr. 3576, acht Treppen hoch, und ist von H. . . stetten
im badischen Oberlande gebürtig. Dem starb seine
Wife in H. . . stetten, Anna Maria Meier-
huberin, seines Vaters Schwester, und vermachte
ihm 37 Gulden baares Geld und 6 Mannshaut Neben.
An den Bürgermeister von H. . . stetten trat nun die
Aufgabe heran, den Xaver von dem glücklichen Unglücks-
fall zu benachrichtigen, und es wäre dies eine einfache
Sache gewesen, wenn man etwas von der Regent-Street
Nr. 3576 gewußt hätte. Der Aufenthalt des Uhrenmachers
war aber in H. . . stetten Niemand bekannt, und man
hätte ebenso gut ein Sandorn am Schönberg bei Freiburg
suchen können, als den Xaver in dem großen London. —



„Ich schreibe an meinen Amtsbruder in London.“

Ein Bürgermeister von H. . . stetten kommt aber
nicht so leicht in Verlegenheit, und in der Gemeinderaths-
sitzung, die über den schwierigen Fall abgehalten wurde,
erklärte er: „Ich schreibe an meinen Amtsbruder in Lon-
don, der muß das Schreiben an den Xaver besorgen.
Punktum!“

Also wurde folgendes Schreiben nach London verfaßt
und abgelassen:

Das Bürgermeisteramt H stetten
an daselbige
in London.

Das Ableben der Anna Maria
Meierhuberin,
Erbschaft betreffend.

Da uns der Aufenthaltsort des in dortiger Gemeinde
ansässigen Uhrenmacher Kaver Meierhuber, gebürtig von
H stetten, nicht bekannt ist, so ersuchen wir wohl-
wollendes Bürgermeisteramt, demselben das anliegende
bürgermeisteramtliche Schreiben durch den dortigen Orts-
polizeidiener gefälligst zustellen lassen zu wollen.

Zu Gegendiensten bereit.

H stetten, den 12. Hornung 1873.

Martin Hofelmeier,
Bürgermeister.

vdt. Rufbauer, Rathschreiber.

Der Bürgermeister von London, man nennt ihn Lord-
major, und ist ein reicher, vornehmer Herr, der über
so viele Unterthanen zu gebieten hat, als bei uns ein
kleiner König, — nun dieser Lordmajor hat in einer
großen Gesellschaft von Herzögen, Grafen, Lords und
andern hohen Herren den Brief seines Amtskruders in
H stetten zum Besten gegeben, und ungeheure Hei-
terkeit erregt.

Der Brief aber ist durch den Londoner Orts-
polizeidiener richtig bestellt worden.

Wie einer nieder Deutsch gelernt hat.

Der Michel von Kimmelbach war im Franzosenkriege
zwei Jahre in Frankreich drin gewesen, beim Train,
wie man in Deutschland das Fuhrwesen nennt.
Franzosen hatte er keine umgebracht, denn das ist
beim Train nicht Sitte, dagegen aber hatte er einige
französische Broden aufgeschnapp, mit denen er sich immer
in seinem Heimathdorfe breit machte, daß die Bauern
Maul und Nasen aufsperrten. Sie hießen ihn deshalb
auch nur den Franzosen-Michel. Er hatte es sogar zu
der Fertigkeit gebracht, gebrochen Deutsch zu sprechen, und
einzelne Worte ganz zu verstehen, was ihn ungemein in
der Achtung seiner Mitbürger hob.

„Comment s'appelle ça“, konnte er den Adlerwirth fra-
gen, bei dem er als Knecht eingetreten war.

„Das nennt man auf Deutsch einen Misthaufen,“ sagte
dann der Adlerwirth und schaute seinen Knecht bewun-
dernd an.

„Ah, oui! Misthaufen! Haufen de Mist! C'est ça!“
Eines Tages war der Franzosen-Michel mit des Adler-
wirths Magd, der Gretel, auf dem Felde und häufelte
Kartoffeln. Die Gretel war nicht dumm, sie hatte den
Michel längst durchschaut, und lachte ihm in's Gesicht,
wenn er mit seinem Französisch um sich warf. Das Kar-
toffel-Häufeln war aber nicht ganz nach Michels Geschmack,
und schon nach der ersten Viertelstunde ließ er die Hade
vor sich stehen und steckte die Hände in die Hosentaschen.

„Was ist mit Dir Michel? Bist Du schon müde?“ fragte
die Gretel.

„Comment?“

„Ob Du schon müde bist, Du Hansnarr?“

„Müde? Oui! Sein verdammt schwer, das Dings da.
Comment s'appelle ça?“ antwortete der Michel, und
deutete auf die Hade. Wie er aber sagte Comment
s'appelle ça, gab er, zur Bekräftigung, daß er unmdg-
lich wissen könnte, daß die Hade auf deutsch Hade heiße,
dem vor ihm stehenden Werkzeuge einen gewaltigen Fuß-
tritt, so daß der lange, hagenbuchene Stiel der Hade in

Schwung kam, und dem Michel so gewaltig in's Gesicht
schlug, daß ihm das Blut aus Mund und Nase floß.

„Au! Au!“ schrie der Michel, „verdamnte Hade!“ und
fuhr flugs mit den Händen aus den Hosentaschen nach dem
beleidigten Gesichte. „Ich glaube gar, die verfluchte Hade
hat mir zwei Zähne eingeschlagen!“

„Ha, ha, ha!“ lachte die Gretel, „geschieht Dir ganz
Recht, Du Narr! Hast Du jetzt Deutsch gelernt?“ und
„comment s'appelle ça?“ setzte sie boshaft hinzu.

„Hade,“ sagte der Michel kleinlaut, und hielt sich die
Bade; sie hat mir wahrhaftig einen Zahn eingeschlagen.
Hört man mir's nicht an im Sprechen?“

So hat der Franzosen-Michel wieder Deutsch gelernt,
und der Lehrmeister war eine deutsche Hade und das
Lehrgeld ein Zahn.

Der Michel hat niemals mehr Französisch gesprochen.

Ein Brief an den Hinkenden.

London, 25. Februar 1875.

Lieber Hinkender!

Die Straßen draußen sind so voll Nebel und Spitz-
huben, — bekanntlich in London die treuesten Schutz-
und Trutz-Bündler —, daß ich im Interesse meiner
Uhr und meiner Börse es vorziehe, heute zu Hause zu
bleiben und an Euch zu schreiben, lieber Hinkender. Räm-
lich ich habe etwas für euren Kalender. Ihr wißt, es
macht mir Freude, das merkwürdige Geschöpf, das man
Engländer nennt, zu studiren, und das kann man am
Besten in ihren Clubs. Und so bin ich denn auch in den
Alpenclub gerathen. Das milde Wetter, zu welchem der
Monat Februar einen Anreiz genommen hat, zwick schon
sämmliche Londoner Bergturisten in die Beine, und schon
steht da und dort einer gerüstet, um mit Nächstem in die
Berge zu fahren. Unser Alpenclub geht natürlich mit
gutem Beispiele voran, und entwickelt eine ungeheure
Thätigkeit, um von der den Winter über getriebenen Theorie
nunmehr zur Praxis überzugehen. Der ewige Streit
zwischen den Vorwärts- und Rückwärtskletterern, und zwi-
schen den Halsbrechern mit und ohne Strick, der mit un-
geheurer Erbitterung geführt wurde, ohne zu einem Re-
sultate zu gelangen, fing an, dem Publikum langweilig zu
werden, und mit großem Interesse wendete es sich deshalb
einzelnen Zügen großartigster Turistenkühnheit zu, wie
sie eben nur bei der großen englischen Nation gefunden
werden können, und die hier von Mund zu Munde gehen.
So — erzählt man — kam kürzlich zu einem der renom-
mirtesten Londoner Chirurgen ein junger Mann, legte
eine Hundertpfundnote auf den Tisch und ersuchte den
Mann, ihm gefälligst beide Unterschenkel abzuschneiden.
Der Wundarzt maß seinen sonderbaren Besuch mit er-
staunten Blicken, denn der junge Mann war ein Bild der
Gesundheit und erfreute sich zweier so gesunder und stram-
mer Beine, wie sie nur je ein Engländer in einem Paar
farvirter Hosen stecken hatte. Er fürchtete es mit einem
Narren zu thun zu haben. Doch der gesunde Patient
riß ihn alsbald aus seinem Irrthume. „Herr,“ sagte er,
„England hat bereits einen Mann aufzuweisen gehabt, der
ohne Arme und Beine im Parlamente und zu Pferde
saß, aber es hat noch keinen Mann, der ohne Beine die
Alpen besteigt. Ich habe mit Lord Bursgham 1000 Pfund
gewettet, ohne Füße das Finsteraarhorn zu besteigen. Bitte
schneiden Sie zu.“ Der junge Alpenclubist war außer sich,
daß der Wundarzt sich beharrlich weigerte ihn seiner ge-
sunden Gliedmaßen zu berauben, und mit einem Goddarn
verließ er das Zimmer. —

Alles Aehnliche übersteigt aber folgendes verblügte Ge-
schichte.



Das noch ungeborene Kind des reichen Lord Rumfort, eines der einflußreichsten Männer der Torypartei, hat — durch welche Mittel, ob durch Bauchreden oder etwa durch Tischklopfen, konnte ich nicht erfahren — auf das Bestimmteste verlangt, auf dem Gipfel der „Jungfrau“ geboren zu werden.

Dieses billige Verlangen des alpenbegeisterten zukünftigen jungen Lords oder der zukünftigen jungen Erbin konnte nicht wohl abgelehnt werden, und so werden auf der Jungfrau bereits alle Vorbereitungen getroffen. Da die Geburt noch in den Monat April fällt, so wird das Wochenbett wohl etwas kühl werden, und die „hohe“ Wöchnerin wird ihren Sprößling wohl mit Gletschermilch ernähren müssen. — Die Hebamme sitzt schon droben und friert.

Seht, Hinkender, so etwas kommt bei uns in Deutschland doch nicht vor, und die Engländer sind in der That eine große Nation.

Für heute genug und Gott befohlen.

Wie immer Euer

Fuselmaier, Alpenclubist.



Nutzen der Fremdwörter.

Donst und im Allgemeinen taugen in unserer schönen deutschen Sprache die Fremdwörter nichts, einmal aber haben sie doch etwas genützt. Nämlich in der Gemeinde Sindelfingen sollte ein neuer Weg angelegt werden; da man aber noch nicht das Geheimniß entdeckt hatte, Strafen anzulegen ohne daß sie etwas kosten, so wollten die Sindelfinger nicht.

Da ließ der Herr Amtmann den Bürgermeister kommen, und schnauzte ihn an und sagte: „Bürgermeister, jetzt habe ich die Geschichte satt! Wenn Ihre Leute den Weg nicht gutwillig anlegen, so muß ich einschreiten! Persuadiren Sie doch die Bauern!“

„Persuadiren aber ist französisch, und heißt „überreden“; der Amtmann meinte, der Bürgermeister solle die Bauern überreden, daß sie den Weg herstellen.

Der Bürgermeister aber ging sehr niedergeschlagen nach Hause; das Wort „Persuadiren“ hatte ihn in Schrecken versetzt, und er schien sich darunter irgend ein geheimnißvolles und schreckliches Verfahren zu denken.

„Was zu arg ist, ist zu arg,“ sagte er auf dem Heimwege, „und mit unserm Herrn Amtmann ist kein Auskommen mehr. Sind wir Bauern nicht schon geschunden genug, und jetzt soll ich sie auch noch perschwadiren?! Nächstens wird er auch wieder die Prügel einführen.“

Daheim aber berief er alsbald eine Gemeindeversammlung: „Männer,“ sagte er, „es ist nichts zu machen; wenn Ihr den Weg nicht herstellen wolle, hat der Herr Amtmann gesagt, so muß ich Euch perschwadiren, so leid mir's thut.“

Da guckten die Bauern einander an und fragten sich hinter den Ohren:

„Perschwadiren?! Nein, perschwadirt wollen wir nicht sein, da wollen wir's halt lieber machen!“

Und der Weg wurde alsbald hergestellt. —

Sindelfingen liegt übrigens nicht im Wadischen, und bei uns sind die Bauern nicht so dumm und die Amtmänner nicht so grob. Es ist nur, daß der Hinkende keine Unannehmlichkeiten bekommt.

Sehr beruhigend!

Fritzchen: „Papa, sieh nur, wie wenig Butter mir die Mama auf's Brod gestrichen hat.“

Vater: „Nun Fritzchen, ist es nur einfluchen; ich will dir nachher noch etwas d'rauf streichen, wenn du es gegessen hast.“

Ein lateinisches Zwiesgespräch.

Des Hofbauers Fritzle war ein aufgeweckter Junge; er hob Vogelnester aus, plünderte des Schulmeisters Obstgarten, stibitzte die Eier aus der Mutter Hühnerstall, und außer diesen weltlichen Talenten zeigte er auch kirchliche Anlagen, und am Sonntag beim Zusammenläuten am Glockenseil zu hängen, und dann bei der Orgel den Blasbalg zu treten, war für ihn ein Hauptvergnügen. Kein Wunder, daß die Hofbäuerin stolz war auf ihren Fritzle, und in ihm ganz unzweifelhaft die Anlagen zu einem geistlichen Herrn erblickte. War es doch von jeher der Herzenswunsch der guten Frau, einen geistlichen Herrn Sohn in der Familie zu verehren. Der Hofbauer, der ein verständiger Mann war, schüttelte zwar bedenklich den Kopf, aber seine Frau ließ ihm keine Ruhe, und der Herr Pfarrer half auch dazu, und endlich gab der Hofbauer nach, aber ungern. Der Fritzle wurde in die Stadt geschickt, in die lateinische Schule, und nachdem er dort, nach seines Vaters Rechnung, zwei Ohren, drei Kühe, einen Morgen Wiesen und drei Mannshauet Neben studirt hatte, ging's auf die Universität. Dort ging das Verstudiren aber erst recht los: auf dem Fechtboden, in der Kneipe, auf Land- und Wasserparthien, für Collegien blieb natürlich keine Zeit, und des Vaters Goldsüchse flog nur so hinaus.

Aber nicht lange; nach dem zweiten Semester sagte der Alte: „Halt, jetzt ist's genug; wenn's so fortgeht, verstudirt mir der Schlingel mein Hofgut; heim muß er, und muß Bauer werden, wie sein Vater einer ist!“ Die Mutter jammerte zwar, und suchte ihren Fritzle noch mit einem Strome von Thränen für die Geistlichkeit zu retten, der Alte aber sagte: „Mutter, spar' die Heulerei; diesmal muß sie nichts! Heim muß er!“

Und in der That, heim mußte er, und heim kam er, aber auch ungern, und der Wechsel war ihm durchaus nicht so angenehm als die Wechsel, die er auf der Universität verbüßelt hatte.

„Wart, Alter,“ dachte der Fritz, „Dir will ich schon imponiren,“ und warf stolz mit lateinischen Broden um sich, daß die Mutter ob der Gelehrsamkeit ihres Sohnes die Hände zusammenschlug, und ihrem Manne vorwurfsvolle Blicke zuwarf.

Der Alte aber blieb verstockt, die lateinischen Angriffe rührten ihn nicht, und zwangen ihm nur ein Näckeln ab. Am folgenden Tag aber sagte er: „Fritz, komm' mit auf's Feld, im Kapellengrund muß gemistet werden.“

Der Fritz suchte die Achseln; aber er ging mit, denn der Alte machte finstere Augen, mit dem war heute nicht zu spaßen.

Auf dem Felde angekommen, sagte der Hofbauer: „Siehst Du hier die Mistgabel, und dort den Dung, und dort die Karre? Sag' mal, Du Allerwecklateiner, wie nennst Du das auf Lateinisch?“

„Fortibus, Karribus, Manuribus,“ höhnte der naseweise Junge.

„Gut, Fritz,“ antwortete der Papa, „jetzt will ich auch einmal Lateinisch mit Dir reden: Wenn Du nicht sehr schleunibus die Fortibus ergreiffest und den Manuribus auf den Karribus schmeiffest, so schlag ich Dir einfacibus mit diesem Stockibus Deine Knochiebus entzwei! Verstandibus!“

Bedenklicher Zustand.

Gast: „Kellner, wo ist mein Hirn?“

Kellner: „Ja, Euer Gnaden, da schaut's schlecht aus; 's ist keines vorhanden.“

Ein Kleeblatt.

Kriegsfahrten.

I.

Ein Tag vor dem Ausmarsch.

Am 1. August 1870 war ein großes Gedränge in den Straßen der Residenz. Die Sonne schoß glühende Strahlen auf das Pflaster, und die Sandsteinplatten der Bürgersteige dampften vor Hitze. Das hinderte aber die Bürger der Residenz nicht, in Gruppen und die Tagesfragen mit leidenschaftlichem Geberdenspiel zu besprechen. In der Nähe der Infanteriekaserne war das Gedränge am größten, und vor den Fenstern der Brauerei Hac hatte sich ein Schwarm

zusammen zu stehen und schäftlichem Geberdenspiel zu besprechen. In der Nähe der Infanteriekaserne war das Gedränge am größten, und vor den Fenstern der Brauerei Hac hatte sich ein Schwarm

In diesem Gedränge waren die Städter stark mit den Landleuten gemischt, Frauen mit schweren Körben am Arme, und Männer mit gefüllten Zwerchsäcken über den Schultern.

„Ach Gott“, klagte eine stramme Bäuerin, die unter der Last der Hitze und eines ansehnlichen Korbes leuchtete. „Ach Gott, die Hitze, und ist das auch Recht, daß man seinen Sohn nicht einmal mehr

sehen darf, ehe es gegen die Franzosen geht?“

„Bah, Mutter Margareth“, sagte ein stämmiger Bäckermeister, „sehen könnt Ihr ihn schon, Ihr dürft nur dort auf den Kasernenhof gehen.“

„Freilich, aber dort sind sie ja eingesperrt hinter einem eisernen Gitter, gerade wie in einer Meßkanerie, man kann nicht zu ihnen kommen.“

„Menagerie wollt Ihr sagen, Mutter“, lachte der Schneidermeister Florian, „sind aber lauter Löwen darin; hört Ihr, wie sie brüllen?“

Von dem Kasernenhof her schallte ein donnerndes Hurrah! und aus tausend Kehlen schwang sich das schöne Lied: „Lieb Vaterland magst ruhig sein“ in die Lüfte.

„Was bedeutet das?“ fragte der Bäcker, „haben sie am Ende Marschbefehl bekommen?“

„Marschbefehl?“ jammerte die Frau, „um Jesus Christi willen, sie werden doch bei der Hitze nicht marschieren müssen?“

„Doch“, erwiderte Herr Florian ganz ernsthaft, „aber

jeder Soldat bekommt einen Sonnenschirm auf das Gewehr gesteckt.“

Ein allgemeines Gelächter belohnte diesen Schneider-Witz. „Gott der Gerechte“, jammerte ein ärmlich gekleideter Jude, „Meister Florian, habt Ihr gut zu machen Spässe, mir geht es über den Spaß; mein einziger Sohn, der Isak! Gott, der Gerechte, wenn ihm todtschießt der Franzos!“

„Bah“, tröstete der Bäcker Damian, „dann ist er für das Vaterland gefallen, und der Tod für's Vaterland ist ja süß, wie Ihr wisst!“

„Wie heißt, Tod for's Vaterland? und süß? Mein Isak ist nicht for so Süßigkeiten.“

„Da kommt eine Dragoner-Ordonnanz aus der Kaserne!“ rief der Metzgermeister, „dem pressirts. Plaz Ihr Leute! Mutter Margarethe, tretet hinter mich. He, Herr Dragoner, ein Glas Bier? Gibts Keuigkeiten?“

Der Dragoner eilte im scharfen Trabe durch die dichte Menge, die sich kaum vor den Hufen seines Pferdes zurückdrängen konnte. Bei dem Metzgermeister angekommen, warf er einen verlangenden Blick nach dem überschäumenden Bierglaste, das ihm

dieser entgegenhielt; einen Augenblick schien er sein Pferd zügeln zu wollen, doch das Pflichtgefühl siegte, er trabte vorüber, aber im Vorbereiten hastete er mit einem „Danke“ das Bierglas, trank es aus in einem Zuge und schmetterte das Glas auf das Pflaster.

Die Umstehenden lachten über das Reiterstücklein.

„Das schöne Glas“, sagte die Frau Margarethe, und sah bedauernd auf die Scherben nieder.

„Es war mein Deckelglas, mit meinem Namen und auf dem Deckel ein Ochsenkopf“, sagte Herr Müller und warf einen verblüfften Blick auf den davonreitenden Dragoner.

„Na“, tröstete Herr Florian, „Du kannst dich ja

noch einmal photographiren lassen. Es was ohnedies etwas geschmeißelt. Aber was gibts denn dort wieder?“ unterbrach er das Gelächter, welches der witzige Herr Florian hervorgeufen.

Die Straße herauf wälzte sich ein Strom Menschen, umschwärmt von einer Schaar Buben, die johlend und schreiend nebenher und voraus liefen.

Bei der Brauerei Hac stockte der Menschenstrom.

„Gott der Gerechte“, rief der Jude, „ein lebendiger Franzose!“

„Wahrhaftig, ein gefangener Franzose“, sagte der Schneidermeister Florian.

„Ein Franzose!“ kreischte Frau Margarethe, „Jesus Maria und Sanct Josef!“ und deckte die Augen mit der Schürze.

Den Kern des Volkshaufens bildete allerdings ein junger Franzose, ein Zuave; das Fez im Nacken, die Hände in den roten Pluderhosen, und eine Cigarre im Munde, schaute er halb trotzig, halb ängstlich in die Menge; ein Grenadier mit Ober- und Untergewehr bildete seine Bedeckung.



Die Umstehenden lachten über das Reiterstücklein.

egelpräh,
er Mutter spie
Talente geg
an beim Jahn
an bei der Dop
n Hauptst
dly war auf
ft die Weid
es doch von
em geübten
Der Hofbau
gmar durch
ine Kasse, an
dlich gab be
wurde in die
n nachdem er
Dahen, wie
Schand Kabe
t. Dort g
nem Fische
schen, die K
tens Selbst

Semster h
so fortgeh
ut, kein
ter eine
ten Fische
effizient
die Heil
and her
war ihn
ie er auf
„Dir soll
wischen
nicht
Warne
kainf
war ein
„Frau, k
müht
er ging
em war
te der
des D
entst
Wohle
dicht
Benn
erg
das
diesem
hand

„Wo habt Ihr den rothen Papagei gefangen?“ fragte der Bäcker.

„Drüben, über der Rheinbrücke, ist er auf der Lauer gelegen. Die Füsiliere haben ihn hereingebracht.“

„Und wohin jetzt mit ihm?“

„Auf die Commandantur! Es ist der erste Franzose, hat der Herr Hauptmann gesagt, und der muß auf die Commandantur abgeliefert werden.“

„Sist gerade!, wie mit dem ersten Häring“, sagte der wigige Herr Florian, „den bekommen auch jedesmal zuerst die hohen Herrschaften!“

„Das arme junge Blut“, sagte die mitleidige Frau Margarethe.

„Gebt dem armen Teufel auch etwas zu trinken, obgleich er ein Franzose ist.“

Ein halbes Duzend Gläser wurden dem Gefangenen jingereicht.

„Nichts da,“ sagte der Unteroffizier, „erst komme ich; die Bedeckung hat auch Durst.“

„Natürlich“, lachte Herr Florian, „fast hätten wir über dem Franzosen den Deutschen vergessen. Hier, ein Glas, Herr Unteroffizier!“

„Hoch unserm Kriegsherrn, dem König Wilhelm!“ rief der Grenadier und leerte das Glas.

„Hoch, hoch!“ rief jubelnd die Menge.

„Und jetzt ein Hoch unserm Großherzog!“ und der Unteroffizier leerte das zweite Glas.

„Hoch! Und abermals Hoch!“

„Und nun noch ein drittes Hoch auf meinen Oberst! So, jetzt ist's genug“, sagte der Soldat, den Bier Schaum aus dem Schnurrbart wischend, „jetzt könnt Ihr dem Franzosen auch einen geben.“

Aus dem einen wurden aber ebenfalls drei, und nachdem der Gefangene das dritte Glas getrunken hatte, legte er die Hand an die Stirne und sagte „Merci“.

„Vorwärts marsch!“ kommandirte der Grenadier, und gab dem Zuaven als Uebersetzung aus dem Deutschen ins Französische einen Stumper, und der Menschentrost mit dem Gefangenen in der Mitte bewegte sich weiter.

„Dort kommt der Sergeant Malhuber im Sturmschritt; was der nur bringen mag? He, Herr Sergeant, hierher, wenn's gefällig ist!“ rief Herr Damian.

„Gott der Gerechte, was werb' er bringen? Den Frieden werd er bringen; der Napolium gebt nach, Ihr werdet sehen, er gebt. Gott, mein Fiat!“

„Danke, Herr Damian“, sagte der Sergeant und gab das leere Glas zurück. „Schnell noch eins, kann mich nicht aufhalten, der Teufel ist los!“

„Wird marschirt?“ — „Hat's eine Schlacht gegeben?“ — „Wo ist der Franzos?“ — „Sind die Preußen schon da?“ —

So flogen dem Soldaten die Fragen um den Kopf.

„Ein Scharmügel hat's gegeben; Graf Zeppelin und noch drei Offiziere sind rekonnozirten geritten, und haben sich mit einer ganzen Schwadron Husaren herumgehauen!“

„Mit einer ganzen Schwadron?“

„Was ist's for eine gefährliche Sache beim Cavall; bin ich froh, daß mein Fiat nicht ist beim Cavall!“

„Manzig Franzosen sind auf dem Blage geblieben; von unsern Offizieren sind aber fünf zusammen gehauen und drei gefangen worden, nur Graf Zeppelin ist durchgekommen!“

„Gott, wie schrecklich!“ jammerte Frau Margarethe.

„Das sind ja aber acht“, wandte Schneidermeister Florian schüchtern ein, „und vorhin waren's nur vier.“

„Was versteht so ein Schneider vom Krieg; so ist's, wie ich sage und damit basta!“ schnauzte der Sergeant und begrub sein Gesicht in ein Bierglas, um alle weitern Erörterungen über sein Rechnungsexempel abzuschneiden. „Recht hat der Herr Scherschant, ein blutiger Krieg ist's, ein grausamer Krieg; zu viert reiten sie aus und zu acht werden sie zusammen gehauen. Gott der Gerechte!“

Der Sergeant warf über sein Bierglas hinweg einen Blick auf seinen jüdischen Bundesgenossen, allein der Jude machte ein so unschuldiges Gesicht, daß an der Aufrichtigkeit seiner Gefühle nicht zu zweifeln war.

„Und das können wir nicht auf uns sitzen lassen“, rief der Sergeant und schlug an seinen Säbel, „wir marschiren, und ist's heut nicht, so ist's morgen. Ich habe auch sonst noch sichere Anzeichen.“

„So? Und welche? Schießen Sie los, Herr Sergeant!“

„Gestern noch sagte der Herr Hauptmann zum Einjährigen Waldheim: „Sie sind ein Esel“; heute aber klopfte er dem Waldheim auf die Schulter und sagte: „Mein Sohn“ zu ihm, und das bedeutet so sicher Krieg, als der fallende Barometer Sturm bedeutet.“

Die Zuhörer lachten. „Also ist Ihr Hauptmann so eine Art Kriegsbarmeter? Wenn er auf Grob steht, so gibt's Frieden und fällt er auf Döslisch, so gibt es Krieg?“

„So ist es“, fuhr Herr Malhuber fort. „Die Grobheit ist im Frieden nothwendig, man wüßte sonst gar nicht, zu was man im Frieden Soldat ist. Aber im Kriege, Donnerwetter, da ist's etwas anderes. Die Höflichkeit des Herrn Hauptmann ist so gut wie ein Marschbefehl. Ihr werdet sehen, morgen marschiren wir!“ Damit machte Herr Malhuber ein soldatisches „Rehrt“ und eilte im Geschwindschritt die Straße hinunter.

„Marschbefehl“ und „Morgen marschiren wir“, diese Drakelsprüche aus dem Munde eines so hohen militärischen Würdenträgers, wie Herr Sergeant Malhuber, fiel wie eine Bombe unter die aufgeregte Menge. Und einer rief es dem andern zu: „Sie haben Marschbefehl, sie marschiren! Auf nach der Kaserne!“ und der Strom Menschen wälzte sich nach der Kaserne, und ergoß sich auf den Kasernenplatz.

Heute war es ausschließlich unsoldatisches, bürgerliches Volk, welches sich auf dem Kasernen-Platz nach dem hohen, eisernen Gitter vordrängte, das den inneren Kasernenhof von dem Vorplatze trennte, und dessen Gitterthore heute geschlossen waren. Hinter dem Gitter



„Hoch unserm Kriegsherrn, dem König Wilhelm!“ sagte der Grenadier und leerte das Glas.

aber entfaltete sich ein buntes kriegerisches Bild. Das Grenadierregiment lagerte, vollkommen marschbereit, in dem Kasernenhofe. Die Gewehre waren in Pyramiden zusammen gestellt, die gepackten Tornister lagen in einzelnen Haufen, und zwischen durch drängten sich die Soldaten ebenfalls dem Gitter entgegen, das sie von der Außenwelt abschloß. War es doch wie ein Käfig, in welchem die junge Brut eingesperrt ist, und an dessen Gitterstäbe die alten Spähen, Finten und Weisen anfliegen, um ihre gefangenen Jungen zu äzen. Hände wurden durch die Gitter gestreckt, und hüben und drüben geschüttelt; Küsse wurden durch das Gitter gewechselt, Segenswünsche flogen herüber und hinüber, und auch von Thränen naß wurden die eisernen Stäbe. Aber auch materiellere Grüße drangen durch die Gitterstäbe in den Kasernenhof, in Form von Brod, Würsten, Flaschen, Cigarren, und wurden von den Grenadieren jubelnd in Empfang genommen.

„Werden Sie mir auch treu bleiben?“ sagte ein zierlich aufgeputztes Subenmädchen zu einem schmutzen Unteroffizier. „Wissen Sie, in dem Stücke „der Kurmärker und die Picarde“, da kann man sehen, wie es die Herren Soldaten mit der Treue halten!“

„Auf Ehr, und so wahr Sie meine erste Liebe sind, Lisette,“ erwiderte der Unteroffizier und drehte sein Schnurrbärtchen. „Da ich dich als ein ganzes Dutzend Französische Benusse konnte er den Ainen! Bah!“

Ein junger Kriegsfreiwilliger hatte beide Hände durch das Gitter gestreckt, der schloß sie innig verschlungen mit denen eines alten Mannes von militärischer Haltung, der an dem heutigen Ehrentage seinen den Befreiungskriegen erkämpften eisernen Kreuz im Knopfloch trug.

„Vater“, rief der junge Mann mit leuchtenden Blicken, „ich bringe Dir



Was es doch wie ein Käfig, in welchem die junge Brut eingesperrt ist. Das eiserne Kreuz mit nach Hause; ich will mir's erkämpfen, wie Du es gethan hast, mein Vater!“

„Sei tapfer und treu, und erkämpfe Dir's, mein Sohn“, erwiderte der Alte und seine Stimme bebte, „aber verzehe nicht, daß ächte Tapferkeit stets mit Vorsicht gepaart ist. Du bist mein Einziger. Der Geist Deiner verewigten Mutter sei Dein Schutzengel!“

Ein altes Mütterchen drängte sich mit vieler Mühe an das Gitter vor, wo ein blondhaariger, sommerproffiger Grenadier sie zu erwarten schien:

„Seid Ihr's Mutter? Gottlob daß ich Euer liebes Gesicht noch einmal sehe. Ich glaube morgen marschieren wir! Nicht weinen Mutter“, sagte er tröstend hinzu, „als die alte Frau in Thränen ausbrach, „seht Ihr, ich reue mich mordmässig, daß ich einmal so nach Herzenslust mit den Malefizfranzosen qubinden darf!“ und dabei kradte der Mann zwei Häufle aus, die eine für die Franzosen sehr bedenkliche Aehnlichkeit mit zwei Schmiedehämmern hatten.

„Ach Josef“, schluchzte die Frau, „versündige Dich nicht. Der Herr Kaplan hat mir im Beichtstuhl gesagt, es sei

eine Sünde, mit den Franzosen Krieg anzufangen, das seien gute Katholiken und der Preuß wolle nur Alles lutherisch machen!“

Der Soldat runzelte die Stirn. „Was hat er gelagt der Vaterlandsberräther?! Gott straf mich, dem Kerl breche ich noch den Hals!“

„Jesus, Maria und Sanct Josef, unser guter Herr Kaplan!“

„Na Mutter“, beschwichtigte der sommersproffige Riese, „fangt nur nicht wieder an zu flennen; Euch zu Liebe will ich ihn ungeschoren lassen. So, pugt Eure lieben alten Augen wieder klar. Und was habt Ihr denn da in dem Papier eingewickelt?“

„Ein Rosenkranz ist es, ein geweihter; der Herr Kaplan hat ihn geweiht. Nimm' ihn, Josef, nimm' ihn, und bete fleißig deinen Rosenkranz, und dein Schutzpatron, der heilige Sanct Josef wird Dich vor jeder Gefahr beschützen.“

In dem breiten Gesicht des Grenadiers zuckte es wie Rührung, hastig griff er nach dem Rosenkranze und schob ihn unter seine Uniform: „Ich nehme ihn, Mutter, aber nicht des Kaplans wegen, sondern Euretwegen. Er soll mich an mein liebes altes Mutterke erinnern, das daheim für mich betet, während ich mich mit den Wälschen herumhaue.“

„Hat Niemand meinen Gottfried gesehen?“ rief unsere alte Bekannte, die Mutter Margarethe, die sich mit Hülfe ihrer Ellenbogen Bahn gebrochen hatte bis an das Eisengitter. „Hat Niemand meinen Gottfried gesehen? Gottfried Zimmermann in der zweiten Compagnie?! Gottfried, he, Gottfried!“ rief sie durch die Gitterstäbe hindurch in den Kasernenhof hinein.

Die Soldaten lachten. „Gottfried Zimmermann?“ sagte einer, „der steht im hintern Kasernenhof Schildwache bei den Bagagewagen, den könnt Ihr nicht sprechen.“

„Ach du lieber Heiland“, jammerte die Frau, „und ich habe ihm Sachen mitgebracht, die muß er nothwendig haben, wenn's gegen die Franzosen geht!“

„Na, was habt Ihr denn in eurem großen Korbe? Heraus damit, wir wollen's dem Gottfried geben.“

„Wollt Ihr so gut sein? Ach Ihr liebe gute Herren! Ja gebt es ihm und einen Gruß von seiner Mutter!“ Sie zog ein großes Paket aus dem Korbe und schob es durch das Gitter. „Da sind erstens vier Paar Unterhosen!“

Das Paket wurde von den Soldaten lachend in Empfang genommen.

„Vier Paar Unterhosen? Lieb Vaterland kannst ruhig sein!“

„Und vier Paar Socken, alles vierweis; und hier noch vier Hemden.“

„Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ jubelten die Soldaten, indem sie die umfangreiche Kriegsausrüstung des Gottfried Zimmermann in Empfang nahmen. „Mutter, habt Ihr nicht auch gleich einen Koffer mitgebracht?“

„Nein, aber eine Flasche Kirshenwasser, selbstgebranntes!“
 „Her damit! Ist es auch ächt?“ rief ein baumlanger Grenadier und setzte die entforzte Flasche an den Mund. „Brü!“ rief er lachend, nachdem er einen herzhaften Schluck genommen, „das ist ja Kartoffelschnaps!“
 „Was?“ rief Frau Margarethe entrüstet, „Kartoffelschnaps? Hab' ich doch selbst die Kirshen gebrochen, von dem großen Kirshbaum hinter unserer Scheuer!“
 „Zeig' her!“ rief ein Anderer und nahm ebenfalls einen Schluck. „Kartoffelschnaps ist es nicht, aber Zwetschgenwasser!“
 „Was Zwetschgenwasser“, rief ein Dritter und nahm auch einen Schluck, „Kornbranntwein ist's!“

Noch ein Vierter und Fünfter gaben nach gehöriger Probe lachend und jubelnd ihre Ansicht über die Beschaffenheit des Inhaltes der Flasche zu erkennen, bis ihr endlich ein Sechster den Garaus machte, und zur allgemeinen Erheiterung triumphierend ausrief: „Kirshenwasser ist es, doppelgebranntes!“
 „Das heißt Kirshenwasser war es, Mutter Margarethe“, sagte lachend der Bäckermeister zu seiner Schützbesohlenen, die mit einiger Verblüffung die gründlichen Versuche der Grenadiere angestaunt hatte.

Doch mußte sie am Ende über die komische Scene selber lachen, war doch ihr Kirshenwasser, wenn auch erst mit dem letzten Tropfen, zu Ehren gekommen, und in ziemlich guter Laune tauchte sie zum letzten Male ihre Hand in die Tiefe des umfangreichen Korbes, und zog ein wahres Ungeheuer von Schinken hervor.

Der Anblick dieses Prachtstückes wurde von den Soldaten mit einem Freudenstrei begrüßt.

„Ist der auch für den Gottfried?“

„Freilich ist er für meinen Gottfried, für wen denn sonst?“ erwiderte Frau Margarethe, und suchte den Schinken durch das Gitter zu schieben. Aber wie sehr sie auch schob und ein handfester Grenadier an dem Schinkenbeine zog, es ging nicht, er war zu dick.

„Es geht nicht, werfet ihn über die Stadteten herüber!“ rief ein Soldat, der ganz besonders um das Wohl des Schinkens besorgt schien.

„Gebet her“, sagte Meister Damian, und von seinem kräftigen Arm geschwungen, slog der Schinken wie eine Bombe über das hohe Geländer. Drüben aber bligten ein Duzend Säbelflingen in der Sonne, um den Ankömmling würdig zu empfangen, und mit Wunden bedeckt, fiel der Unglückliche in die Hände der Soldaten.

„Ihr secht mir ihn ja zu Schanden!“ rief die Frau Margarethe.

„Sterben muß er, er ist von einem französischen Schweine!“ rief ein Soldat und säbelte sich ein tüchtiges Stück herunter.

„Nein! Nein!“ schrie Frau Margarethe, „ich hab' sie ja selber aufgezogen, es ist eine deutsche Sau!“

„Hat sie nicht „oui, oui“ geschrien!“

„Freilich, alle Schweine schreien so!“

„Also ist er ein Franzose. Nieder mit ihm!“

Und unter dem jubelnden Gelächter der Soldaten und

der Zuschauer, und zum Entsetzen der armen Frau Margarethe wurde der Schinken furchbar versäbelt.

Dieses lustige Schauspiel hatte große Fröhlichkeit erweckt, selbst viele Zuschauer, die mit kummervollem Herzen gekommen waren, um von ihren Söhnen, Brüdern und Liebhabern Abschied zu nehmen, vielleicht auf Niemermiedersehen, konnten sich dem Einfluß der allgemeinen Heiterkeit nicht entziehen. Auch zwei junge Männer, welche die Schüre an den Achsellappen als Kriegsfreiwilige bezeichneten, und welche Arm in Arm der Hinrichtung des unglücklichen Schinkens zugeschaut hatten, wurden trotz des Ernstes der Lage in eine heitere Stimmung verlegt.

„Salomon“, sagte der Eine, ein junger Mann mit geistreichem Gesicht, dessen hohe Stirne von hellbraunen Locken beschattet war, und auf dessen Oberlippen ein kleiner Schnurrbart verzweifelte Anstrengungen machte, dem Ganzen einen kriegerischen Anstrich zu geben, „Salomon, es steckt doch ein gesundes Stück Humor in dem Volke. Wir stehen gleichsam schon vor dem Feinde, vielleicht morgen schon werden wir uns schlagen, und heute noch diese so kindliche Harmlosigkeit unserer braven Kriegskameraden.“
 Wenn der Andere auch nicht mit „Salomon“ angesprochen worden wäre, hätte man doch aus dem ersten Blick den Israeliten erkannt. Der schwarze Bockbart, die kühn gebogene Nase über der zwei dunkle Augen bligten, und die olivenbraune Gesichtsfarbe verriethen die orientalische Abstammung.



„Sterben muß er, er ist von einem französischen Schweine!“

zu drängen sucht? Theodor, kennst Du sie?“

„Ja, ich sehe sie! Ei, das ist ja . . .“

„Frau Geheimerath, die Großmutter unseres Maj. Sie sucht uns. Frau Geheimerath, hierher! Bitte, die guten Leute, machet der Dame dort Platz, sie möchte uns sprechen.“

Eine ältere Dame, mit feinen geistreichen Zügen, schritt durch die Menge, die ihr ehrerbietig Platz zu machen suchte. An dem Gitter angekommen, rückte sie ihren in dem Gedränge etwas in Unordnung gerathenen Strohhut wieder zurecht, und mit einem Lächeln, das ihrem Gesicht Jugendglanz verlieh, streckte sie den jungen Männern die feinen weißen Hände entgegen: „Wie freut ich mich, Euch noch einmal zu sehen vor Euerem Heldengange. Und ist es also wirklich wahr, habt Ihr Marschbefehl?“

„Noch nicht, gnädige Frau Geheimerath; doch Alles deutet darauf hin, daß er jeden Augenblick eintreffen kann. Sie sehen, wir sind vollständig marschbereit!“

„Ei Theodor“, erwiderte die Dame und drohte lächelnd mit dem Finger, „gnädige Frau Geheimerath“, was sind das für Leutnants-Redensarten, und

Dame halte, wie in feierlicher Beschwörung die Hände erhoben, dann ließ sie die Arme sinken und brach in Thränen aus.

„Großmütterchen,“ tröstete Herr Theodor, „regen Sie sich nicht auf, und — machen Sie uns den Abschied nicht schwer. Wir drei, durch Freundschaft zusammengeschmiedet in Eines, wir wollen freudigen Herzens in den Krieg ziehen, und ihr Segen, verehrte Frau, wird uns begleiten.“

„Ihr habt Recht,“ erwiderte die Dame, indem sie die Augen trocknete, „es ist thöricht, weich zu werden, aber ich bin alt und mein Herz steigt mir gleich in die Augen. Und ist es denn gar nicht möglich, den Max noch einmal zu sehen? Wo sitzt denn der arme Schelm?“

„Gleich rechts um die Ecke im dritten Stock; das Fenster ist mit einem eisernen Gitter versehen; doch es ist nicht möglich, sich ihm verständlich zu machen. Ja, wenn ich draußen wäre, der Familienpfeif würde ihn schon an das Fenster locken. Sie kennen doch den Familienpfeif?“

„Ob ich ihn kenne,“ sagte die Dame. „Ich kenne ihn, aber ich kann ihn nicht pfeifen. Ach, wenn ich doch pfeifen gelernt hätte!“

Die jungen Männer lachten herzlich über den Wunsch der Dame, und diese selbst mußte lächeln.

„Beruhigen Sie sich, Großmütterchen,“ wir werden Max Ihre Grüße und Ihren Segen überbringen.“

„Ja, thut das, meine Kinder. Und hier sind noch einige Franzosen; ich habe sie mir nach und nach eingefangen; gebt ihnen drüben die Freiheit wieder.“ Sie überreichte Salomon einen ziemlich umfangreichen seidenen Beutel, durch dessen Maschen Gold glänzte. „Salomon, sei Du der Schatzmeister; Du bist der Verständigste von Euch dreien. Lasset die Napoleons springen und fangt mir den Napoleon dafür!“

„Liebenswürdigste aller Großmütter! Dank, Herzensdank. Doch nun müssen wir uns trennen; die Trommler werden gleich zum Appell schlagen. Grüßen Sie die Eltern, und Luise und Mathilde.“

Die Antwort der Dame blieb unverständlich, denn zwölf Trommler rasselten auf ihren Kalbfellen und machten alle andern Laute unmöglich. Die Dame streckte den jungen Männern zum Abschiede die Hände entgegen, die sie ehrfurchtsvoll küßten; dann wandte sie sich zum Gehen. Sie drängte sich durch die Menge bis zur Ecke der Kaserne, und bog hier in eine Seitenstrasse ein, die heinahe menschenleer war. „Also auf dieser Seite muß er sein.“ Sie stellte sich an die gegenüberliegende Häuserreihe und musterte die Fenster der Kaserne. „Ach, dort ist das vergitterte Fenster. Ach, wie hoch. Wie kann ich mich da verständlich machen? Max, lieber Max!“

Aus dem Fenster dort oben tönte der Gesang einer wohlklingenden Stimme:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall!“

„Wahrhaftig, er singt,“ sagte die Dame lächelnd. Jetzt hielt sie die Hände an den Mund und rief: „Max! He, he! Max Eichberg!“

„Der Deutsche, bieder, fromm und stark,
„Beschützt die heil'ge Landesmar!“

schallte der Gesang von oben.

„Er hört mich nicht. Ach, wenn ich nur pfeifen könnte!“

Die Dame spitzte die Lippen und versuchte zu pfeifen, aber es kam nur ein Ton heraus, wie das letzte Pippen eines sterbenden Kanarienvogels.

Oben aber sang der Gesangene:

„Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
„Du Rhein bleibst deutsch wie meine Brust!“

„Gabe ich das um Euch verdient? Habt Ihr mich nicht, arghbar weilt Ihr Knaben waret, stets Großmütterchen genannt? Und nach dem Herzen war ich's auch und bin's noch in kummervoller Güte! Aber wo ist denn mein wirklicher Onkel Max?“

„Sie legte sie hinzu und warf einen besorgten Blick auf die en, verließ die Weiden.“

„Ja Großmütterchen — weil Sie, gütige Frau, uns es junge Menschen doch diesen Liebes-Titel erlauben — ja, Groß- als Großmütterchen, das hat seine eigene Bewandniß. Max ist Arm der gegenwärtig nicht marschbereit.“

„Wie so? Er ist doch nicht krank? Oder wie geht es ihm?“

„Augenblicklich geht es ihm gar nicht, er sitzt.“

„Theodor, Du erschreckst mich! Er sitzt? Was ist vor- Stimm von ihm gefallen? Er hat doch keine Streiche gemacht?“

„Großmütterchen, beruhigen Sie sich,“ sagte Theo- dor, „es hat nichts auf sich. Unser Herr Haupt- man hat es für nothwendig gefunden, der Kampf- vor in dem Begeisterung unseres Max einen kleinen Dämpfer auf- zusetzen, und ihn selber einzusetzen.“

„Aber das ist ja nicht möglich! Mein braver Max! Erkläre mir!“

„Die Sache ist einfach die,“ nahm Salomon das Wort. „Wir liegen nun seit 14 Tagen hier, jeden Tag den We- te man noch sehr zum Ausmarsch erwartend. Da verlor unser Hitz- kopf Max die Geduld, und ließ gestern im Kasse- kofen „Lohengrin“ einige sehr kriegerische Redensarten fallen: Man solle uns marschiren lassen, er sei Kriegsfreiwilliger und kein Parabesoldat, er wolle für das Vaterland sterben und nicht faullenzen! u. s. w. Dem Hauptmann kamen diese kriegerischen Herzensergüsse zu Ohren, und da ein Kriegsfreiwilliger nur auf Commando be- geistert sein darf, so diktirte er unserm guten Max zur Abkühlung seiner Privatbegeisterung Arrest bis zum Ausmarsch!“

Die Dame rückte etwas entrüstet an ihrem Strohhute, und machte mit ihrem Sonnenschirm eine drohende Be- wegung: „Was? Und deshalb“

„Großmütterchen,“ unterbrach sie Herr Salomon lächelnd, „Sie haben still zu schweigen, wenn Sie mit mir reden wollen,“ sagt unser verehrter Herr Feldwebel. Nur keine Insubordination, oder Sie werden auch einge- perrt. Sie lassen ja Ihre guten Augen blitzen, als woll- ten Sie das ganze Regiment angreifen.“

„Nun, wenn Ihr scherzen könnt, so scheint es nicht so schlimm zu sein.“

„Ist es auch nicht, verehrte Frau. Max nimmt die keine Strafe sehr gemüthlich, und — ganz unverdient eidet er sie nicht. Denken Sie sich, Großmütterchen, wenn das ganze Regiment in den Kasseehäusern privat- begeistert sein wollte; der Skandal! Und wenn dann auch die Großmütter mit ihren Sonnenschirmen ins Feld rückten! Rein so eine kleine Abkühlung schadet nicht.“

Die alte Dame lächelte, „Salomon, Du bist von jeher ein loser Schelm gewesen, aber ein gutes Herz, und ich will Dir glauben, daß es nichts zu bedeuten hat. Aber ich thut es mir, daß der Max nicht da ist. Wißt Ihr, ich wollte mich noch einmal an dem Anblick der drei Freunde erlaben. An dem dreiblätterigen Kleeblatt, bei dem das eine Blatt ein Protestant, das andere ein Katholik und das dritte ein Jude ist. Und alle drei eines, drei junge Helden: Jude, Katholik und Protestant, auf einem Stiele. Das ist eine Dreieinig- keit! Gott wolle, daß Ihr ein Münsterlein seid des deutschen Volkes, dann wird es die äußern Feinde nieder- schmettern und die innern Feinde vernichten, und das Vaterland wird groß und mächtig werden! Der Himmel segne und schütze Euch, meine Kinder!“ Die alte



„Es geht nicht,“ seufzte die Dame in komischer Verzweiflung. „Habe in meiner Jugend Klavierspielen gelernt, auch die Guitare und sogar die Harfe, nur das einzige Instrument, das mir jetzt auch etwas nützen könnte, habe ich nicht gelernt, das Pfeifen! Giebt es denn keine Hülfe?“ Sie warf suchend die Blicke umher und bemerkte in der Nähe unter einem Hofthore einen Soldaten, der so eben eine Illustration lieferte zu dem Liede:

„Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus“ und sich von seiner „Dame“, der Köchin mit einem Kuß verabschiedete.

„Lebe wohl, Christine!“

„Ach Josef!“ jammerte das Mädchen.

„Christine!“ kreischte eine unbarmherzige Stimme vom zweiten Stock herunter. „Willst Du gleich herauf kommen!“

„Ogleich, Madame! Ach Josef!“ Noch einen Kuß und das Mädchen lief, die Schürze vor den Augen, weinend in das Haus zurück.

Der Soldat kam ziemlich niedergeschlagen die Straße hergeschlendert, gerade auf die Frau Geheimrath zu.

„O, Sie, Herr Soldat! Guter Freund!“ rief die Dame.

Der Soldat schaute verblüfft auf. „Was will denn die Alte?“ murmelte er. „Nein, da muß schon eine andere kommen, bis ich meiner Christine untreu werde.“

„Herr Soldat, wollen Sie einen Thaler verdienen?“

„Ah, so? Einen Thaler? Warum denn nicht?“ erwiderte der Krieger und legte die Hand an die Miene. „Was muß ich dafür thun, Madamchen?“

„Pfeifen!“

„Pfeifen? ha, ha, ha! Sonst nichts?“

„Sonst nichts! Sie können doch pfeifen?“

„Na und ob! Ich bin Metzger gewesen!“ und zur Bekräftigung seiner Virtuosität auf diesem Instrumente steckte er die Finger zwischen die Zähne und ließ einen Metzgerpfeiff erschallen, daß der Frau Geheimrath die Ohren gellten.

„Ich sehe schon, Sie sind ein Künstler in diesem Fach,“ sagte sie lächelnd. „Hier ist der Thaler und nun hören Sie. Sehen Sie das vergitterte Fenster dort oben?“

„Freilich, das ist das Gasscho; bin auch schon d'rin gewesen. Das kann einem schon passieren!“

„Dort oben,“ fuhr die Dame fort, „sitzt mein Enkelsohn. Hören Sie, wie er singt? Und dem möchte ich gerne noch Lebewohl sagen, ehe er gegen den Feind marschirt.“

„Aha,“ sagte der Soldat, „ich verstehe; ich soll ihm pfeifen, damit er an's Fenster kommt,“ und die That folgend, steckte er die Finger in den Mund und ließ einen gellenden Pfeiff erschallen.

„So lang ein Tropfen Blut noch glüht

„Und eine Faust den Degen zieht!

schallte es aus dem vergitterten Fenster.

„Nicht so, es muß der Familienpfeiff sein“, sagte die Dame.

„Familienpfeiff? Was ist das?“ fragte der Soldat verwundert.

„Das ist ein Pfeifen, oder ein Pfeiff, der in der Familie und bei den Freunden meines Enkelsohnes eingeführt ist, und wenn der erschallt, so weiß man, daß ein Freund in der Nähe ist. Kommen Sie mit mir dort unter diesen Thorweg, ich will Ihnen die Melodie des Pfeiffes beibringen.“

Und nun konnte man das merkwürdige Schauspiel sehen, wie eine fein gekleidete ältere Dame mit einem Soldaten unter einem Thorwege stand, und ihm Unterricht erteilte im Pfeifen.

Sie spitzte den Mund und nach mehreren vergeblichen Versuchen brachte sie endlich in schwachen Tönen die Melodie zu Stande:



Der Soldat schien aber kein musikalisches Gehör zu haben, und nach mehreren verunglückten musikalischen Leistungen gelang ihm endlich der Anfang des „Lauterbachers“.

„Nicht so, nicht so, das ist ja ein Walzer! Geben Sie Achtung, so muß es sein!“ und wieder und wieder pfeiff die Dame ihrem unglehrigen Schüler den „Familienpfeiff“ vor, bis dieser endlich eine Melodie zu Stande brachte, die eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Urtext hatte.

„Sie detoniren zwar noch etwas stark, aber es wird schon gehen,“ meinte die Dame gutmüthig, „Und nun kommen Sie unter das Fenster und pfeifen Sie recht kräftig.“

Der Soldat stellte sich unter das vergitterte Fenster und brachte einen Pfeiff zu Stande, dessen Melodie dem Familienpfeiff sehr nahe kam.

„Lieb Vaterland magt ruhig sein,

„Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

sang oben der Gefangene.

„Er hört es nicht vor seinem eigenen Gesang; Sie müssen noch einmal und recht kräftig pfeifen.“

Der Soldat neigte die Lippen und schmetterte einen Pfeiff hinauf, gegen den der vorige ein Gelispel war.

Der Gesang oben hörte auf.

„Er ist aufmerksam geworden, jetzt noch einmal!“

Der dritte Pfeiff des Soldaten wurde von oben durch einen ähnlichen beantwortet, und gleichzeitig zeigten sich an dem Fenster zwei Hände, die sich an dem Gitter anklammerten.

„Wer ist da unten? Bist Du es, Salomon?“

„Ich bin es, Max, Deine Großmutter!“

„Was? Mein Großmütterchen? Warte nur einen Augenblick, ich will nur den Tisch an das Fenster schieben, damit ich hinaufsteigen kann.“

Eine Minute später preßte sich der schwarzgelockte Kopf eines jungen Mannes gegen die eisernen Gitterstäbe.

„Ei, Großmütterchen, das ist ja lieb von Dir, daß Du mich noch einmal besuchst. Und wie Du pfeifen kannst! Der Familienpfeiff war ja herrlich!“

Die Dame lächelte: „Dort läuft das Instrument, auf dem ich gespielt, ein Kriegskamerad von Dir. Doch Du armer Max, wie thut es mir leid, daß Du...“

„Ach,“ unterbrach sie der Gefangene, „ich habe es ganz behaglich hier oben, und wenn es mir im Feanzosenlande nicht schlechter geht, will ich sehr zufrieden sein. Ich bedaure nur, Großmütterchen, daß ich Dir keinen Stuhl anbieten kann.“

„Max, wie kannst Du auch noch scherzen in diesem ernsten Augenblick. Ich bin gekommen, Dir noch meinen Abschiedsgruß zu bringen und meinen Segen zu geben. Gott schütze Dich in den Gefahren, welchen Du entgegengehst!“

„Herzensdank, liebes Großmütterchen, ich werde dem lieben Gott sehr dankbar sein, wenn er's thut. Und nun schide mir noch einen Kuß heraus. Danke! Und hier hat Du einen dagegen. Und grüße den Vater und die Mutter, und sage ihnen...“

Hier wurde der Gefangene unterbrochen, durch eine rauhe Stimme, die aus dem Innern des Zimmers bis auf die Straße herunterschallte: „Was, Donnerwetter, thun Sie da oben? Wollen Sie gleich herunterkommen!“

„Herr Sergeant Malhuber, ich habe ein Stelldichein mit meiner Großmutter!“

„Mit des Teufels Großmutter mögen Sie ein Stelldichein haben! Arrunter, jag' ich!“

„Großmütterchen,“ rief Herr Max, „Du hörst, das Vaterland ruft, Gott befohlen, Großmütterchen!“

Der Kopf mit den schwarzen Locken verschwand oben. Die Dame warf noch einen Blick nach dem Fenster, dann entfernte sie sich geknickten Hauptes.

Am Nachmittag des folgenden Tages rückte das Regiment aus gegen den Feind. Unter den Tönen einer kriegerischen Musik, im Schmuck der Waffen, mit blickenden Augen und gerötheten Wangen marschirten die Grenadiere stramm und fest. Lieb' Vaterland magst ruhig sein! Freilich, viele von ihnen sollten die Heimath nicht mehr sehen, und die Leiber der gefallenen Helden blüngen die Felder Frankreichs.

Als das Regiment an einem hohen Hause der „Langen Straße“ vorüber zog, richteten sich unter drei Pickelhauben drei Paar Augen nach den Fenstern des zweiten Stockwerkes. Allein die grünen Blenden waren hinunter gelassen.

Hinter der einen Blende aber stand eine ältere Dame und blickte mit gerötheten Augen auf die Grenadiere hinunter.

Als sie den suchenden Blicken der drei Freunde begegnete, fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen:

„Gott schütze Euch, Ihr Lieben!“

schlief in französischer Erde; doch hatte ein gütiges Geschick alle unsere Freunde verschont, die wir am 1. August im Kasernenhofe hinter dem Eisengitter kennen gelernt haben. Die drei Freunde: Salomon, Theodor und Max, der Sergeant Malhuber, der Einjährige Waldheim, Gottfried Zimmermann, Josef Huber, derselbe Josef, der den Rosenkranz seines alten Mütterchens treu unter dem Brusttuch trug, und noch viele andere. Sie sahen heute nicht mehr so glänzend aus, als bei dem Ausmarsch, und die Uniformen erzählten von Kämpfen und Strapazen, aber kriegerischer schauten sie darein mit ihren von Sonne und Wetter gebräunten Gesichtern, und Theodor zeigte durch die Silberlitze am Kragen, daß er die erste Stufe zum Feldmarschall erklimmen, daß er Unteroffizier geworden war; er hatte sich die Ligen in den Laufgräben vor Straßburg geholt.

Heute aber war das Regiment in keiner sehr glänzenden Stimmung. Das Wetter hatte sich heute auf die Seite der Franzosen geschlagen und war so abscheulich als möglich. Der Himmel schüttete sein Wasser wie mit Kübeln über die Köpfe der Grenadiere, und der in Morast verwandelte zähe, fette Boden hing sich wie Bleigewichte an die Stiefel. Die Soldaten, von den Gefechten der vorhergehenden Tage noch ermüdet, wateten verdrossen durch die weiche klebrige Masse, und manchen halberstickten Fluch konnte man vernehmen.

„Da soll doch ein Donnerwetter drein schlagen!“ fluchte der Einjährige Waldheim. „Mit den Franzosen habe ich's gerne zu thun, aber gegen Koth und Wasser bin ich nicht eingerichtet!“

„Einjähriger Waldheim“, erwiderte der Sergeant Malhuber, „ich werde dafür sorgen, daß Sie aus dem Zeughause einen Regenschirm fassen!“

Ein allgemeines Gelächter belohnte diese Abfertigung. Doch Waldheim gab sich nicht so leicht gefangen, und beschloß, seinem Vorgesetzten mit der Wissenschaft auf den Leib zu rücken: „Herr Sergeant Malhuber, haben Sie Caesar de bello gallico gelesen? Dazumal sind die Römer auch einmal in diesen verdammten Vogesen im Dreck herumgepatscht und haben, natürlich auf Lateinisch, alle Heiligen heruntergeschluckt, aber kein Decurio, so hießen damals die Herren Sergeanten, hat ihnen einen Regenschirm geboten.“

„Was?“ brummte der Sergeant, „Sie wollen mir mit Ihrem dummen Lateinisch kommen? Nehmen Sie sich in Acht, wenn mir die Gallico steigt, so soll's einen Bello geben, daß Ihnen das Donnerwetter in die Rippen sährt!“

Dieses kleine Wortgefecht hatte die Grenadiere wieder in eine heitere Stimmung versetzt und lachend reichte Grenadier Max seinem Vorgesetzten die Feldflasche: „Herr Sergeant, thun Sie mir Bescheid; es ist ächter Cognat! Er ist Ihnen gegönnt, ob schon Sie mir das Stelldichein mit meiner Großmutter gestört haben.“

Herr Malhuber schnalzte behaglich mit der Zunge, nachdem er einen ansehnlichen Schluck genommen hatte, dann strich er lachend seinen Schnurrbart und jagte: „Verh! das ist einmal eine feine Sorte, die brennt ein! Ihre Großmutter soll leben! Wo haben Sie sie aufgehabelt?“

„Wen? Meine Großmutter?“

„Zum Donner nein, den Schnaps!“

„Den Schnaps? Ja, der ist aus dem letzten Quartier in Rantilly,“ erwiderte Max lachend. „Ich war im Pfarrhause einquartiert. Der Herr Curé hatte seine vielversprechende rothe Nase Lügen gestraft und mich versichert, er habe keinen Tropfen Wein im Hause. Es war auch die Wahrheit, denn er hatte seinen ganzen Flaschenvorrath in seiner Scheuer unter dem Heu ver-



II. Die Streifwache.

Am 2. August waren die Grenadiere aus der Residenz ausmarschirt, und heute am 28. Oktober treffen wir sie wieder auf dem Marsche gegen Dijon, auf der Straße zwischen Rantilly und Tanay. Und was hatte das Regiment in dieser kurzen Spanne Zeit nicht alles erlebt, geliebt, gelitten, gekämpft und gesiegt.

Zuerst der kleine Vorgefchmack bei Selz, dann die Belagerung von Straßburg, die Scharmüthel bei la Trouche und Raon l'Etape, das Gefecht bei Etival, wo 4000 Deutsche 15000 Franzosen aus dem Felde schlugen. Die Gefechte bei Brunères, bei Arçon-desuss und am Dignon, das Gefecht bei Mantoché, und erst gestern, am 27. Oktober, das Gefecht bei Esferenne, wo die stiehenden Franzosen ein ganzes Zeltlager mit Waffen und Borräthen im Stiche ließen. Das waren viele Tage des Ruhmes und des Sieges in so kurzer Zeit, aber auch Tage des Blutes und der Wunden, und manch braver Kamerad, der am 2. August im Glanz der Jugend und der Waffen ausmarschirt war, war heute nicht mehr dabei und

beckt, und seine Haushälterin, die er nicht in das Geheimniß gezogen, hatte mir just diesen Heuhaufen als Nachtquartier angewiesen. Ha ha ha, ich habe die ganze Nacht auf Rothwein und Cognac geschlafen! Eine Flasche Rothwein habe ich mir zu Gemüthe geführt, mit einer Flasche Cognac meine Feldflasche gefüllt, und — und eine hab' ich noch im Brodbeutel. Hier Kameraden, theilt sie unter Euch!"

Die Flasche wurde jubelnd in Empfang genommen und wanderte von Mund zu Mund, und trotz des immer noch strömenden Regens bemächtigte sich eine heitere Stimmung der Glücklichen, die einen Schluck des feurigen Trankes erobert hatten. Der Einjährige Waldheim machte sogar den Versuch, ein Lied anzustimmen, brachte es aber nur bis zu dem ersten halben Verse des beliebten Schlachtgesanges:

Unser Königssohn von Preußen
— Friedrich Wilhelm thut er heißen —
Schlug bei Wörth den Allerwerthsten,

da herrschte ihm der Feldwebel ein, „s Maul halten!" zu.

„Sergeant Malsuber, Sie sind mit Ihrem Zuge zur Vorhut kommandirt. Unteroffizier Maitthal, Sie nehmen zwei Mann und streifen neben der Vorhut den Wald und die Reben ab. Vorwärts Marsch!"

„Grenadier Bornheim und Eichberg, vorwärts Marsch!" kommandirte Theodor und die drei Freunde drangen in den neben der Straße sich hinziehenden Wald ein.

Wenn draußen die Straße lothig war, so war der Wald ein förmlicher Morast, in welchem die drei Grenadiere bei jedem Schritt einsanken; und dazu der strömende Regen und die vom Sturm gepeitschten Bäume, die wahre Wasserströme von sich schüttelten, es war eine ungemüthliche Streifparthie in Feindesland.

„Es ist no nit lang, daß 's g'regnet het, Die Bäumlle tröpfle no!"

sang Mag in komischer Verzweiflung. „Das Wasser läuft mir oben zu den Stiefeln hinein. Glücklicher Weise haben sie die lobenswerthe Eigenschaft, das Wasser unten wieder hinauslaufen zu lassen."

„Wenn Du solchen Lärm machst mit Schwagen und Viederlingen, so wird bald die Kugel eines verzeigten Franc tireurs Deiner Lustigkeit ein Ende machen. Also 's Maul halten, wie unser Herr Feldwebel sagt."

Schweigend arbeiteten sich die drei Freunde durch Pfützen und Roth weiter, eifrig in die Büsche spähend, bis sie eine schwache Andeutung von einem Waldwege erreichten, dessen Spur sie folgten. Es war kaum ein Weg zu nennen; bei jedem Schritt schlugen ihnen die nassen Büsche in das Gesicht, und das Gewehr schußbereit, halbgebückt, schlichen die Grenadiere durch das Holz, jeden Augenblick gewärtig, von den Kugeln eines verdeckten Feindes begrüßt zu werden.

„Eine schöne Kommission, so eine Schleichpatrouille," brummte Mag, „und dann die angenehme Aussicht, in so

einem verdammten Walde todt geschossen und von französischen Füchsen gefressen zu werden."

„Was das Gefressenwerden betrifft, so wäre mir die Rationalität des Fuchses ziemlich gleichgiltig," erwiderte Salamon.

„Nicht!" flüsterte sein Vorgesetzter, „hört Ihr nichts?"

„Hören? Der Sturm tobt ja, daß man sein eigen Wort nicht hört. Bei diesem Wetter werden uns die Herren Franc tireurs nicht belästigen!"

„Stille, dort habe ich etwas durch die Büsche huschen sehen. Aufgepaßt!"

Durch das Heulen des Sturmes und das Plätschern des Regens vernahm man jetzt in einiger Entfernung Axtstöße.

„Es sind Holzmacher!"

„Holzmacher, bei dem Wetter? Achtung!"

Vorsichtig schlich die Patrouille durch die Büsche und gelangte bald auf eine Lichtung. An dem an den Hochwald grenzenden Rand waren mehrere Männer in blauen Blusen beschäftigt Scheiterholz zu spalten, von welchem

ein großer Haufen bereits geschichtet stand. Von dem Erscheinen der drei deutschen Soldaten schienen sie nicht besonders überrascht, sie warfen nur einen kurzen Blick auf sie und arbeiteten dann weiter.

Der Unteroffizier Maitthal rief sie auf französisch an: „He da, Ihr Männer, was treibt Ihr da?"

Der eine der Blusenmänner ließ die Axt sinken und rückte die Mütze. Er hatte ein scharf gezeichnetes Gesicht, in dem ein Paar unheimliche Augen glühten und dem ein schwarzer Vollbart einen wilden Ausdruck gab. Ein höhnisches Lächeln spielte um den trohigen Mund, als er antwortete: „Messieurs les Prussiens, wir machen Holz, wie Sie



„Das ist keine Arbeit bei solchem Wetter."

sehen!"

„Das sehe ich, aber meine Herren Franzosen, das ist keine Arbeit bei solchem Wetter. Wer sind Sie?"

„Monsieur, ich bin Franzose und Bürger von Tanay. Die Bluse ist unsere Tracht und Holz hole ich mit meinen Knechten, damit die Herren Preußen nicht genöthigt sind, unsere Möbel zu verbrennen, wenn sie uns mit ihrem Versuch beehren."

Unteroffizier Theodor lachte: „Das ist klug von Ihnen, mein Herr Franzose. Uebrigens sorgen Sie dafür, daß das Holz nicht naß sei, wenn wir heute Abend in Tanay Quartier beziehen, sonst könnten wir am Ende doch Ihre trocknen Möbel vorziehen!"

Die schwarzen Augen des Franzosen blühten, doch zwang er sich zu einem Lächeln und fast demüthig sagte er: „Es wird trocken sein, mein Herr!"

„Grenadier Bornheim, untersuchen Sie die Leute, ob sie Waffen bei sich haben, und ob keine Gewehre versteckt sind."

Der Franzose zuckte die Achseln und unterwarf sich mit zusammengemerkten Lippen der Untersuchung. Auch seine Gefährten wurden untersucht, die Bäume besichtigt und das Bluswerk durchstöbert.

„Nichts Verdächtiges!“ meldete Grenadier Bornheim.

„Gut! Marschiren wir weiter. Guten Tag Ihr Männer. Achtung! Vorwärts Marsch!“

Die Franzosen begaben sich wieder an die Arbeit und ihre Athiebe schallten den abmarschirenden Grenadieren in die Ohren. Diese hatten die Richtung durchschritten und waren eben im Begriff in das Buschwerk einzutreten, als das Geräusch der Athiebe aufhörte. Unteroffizier Matthal drehte sich um, und blickte auf blühende Gewehrläufe, die auf dem Holzstoße aufgelegt waren.

„Aufgepaßt! deckt Euch!“ schrie er, aber schon krachte die Salve, und Grenadier Eichberg fiel vornen über auf das Gesicht.

Mit einem Wuthschrei stürzten die beiden anderen nach dem Holzstoße zurück, allein zu spät, die Franzosen waren verschwunden, und nur in der Bewegung der Gebüshe konnte man den Ort errathen, wo die blauen Blusen wie die Schlangen durchschlüpfen. Die Grenadiere schickten ihnen einige Kugeln nach.

„Ich glaube, einer der Hunde hat etwas abgekrigelt!“

„Halt!“ gebot sein Vorgesetzter, „Verfolgung ist zwecklos. Laß die Schurken laufen. Sehen wir nach Max.“

Grenadier Max Eichberg saß auf einem Baumstumpf und betrachtete mit wehmüthigen Blicken seinen Helm, während er sich den Kopf rieb.

„Donnerwetter!“ rief er seinen Freunden entgegen, „Diesmal ist's nahe vorbei gegangen. Mein armer Helm! Hinter hinein und vornen hinaus. Die Schurken!“

„Max, Du bist doch nicht verwundet?“

„Nein,“ erwiderte dieser lachend, „als die Kugel mir durch den Helm fuhr, bin ich gestolpert und auf die Nase eine der Büschel Haare hat sie mir mitgenommen und der Anfang zur Glage ist da.“

„Die verrätherischen Schufte,“ grollte Salomon, „Bergreißt Du nun, Theodor, den Befehl, keinem Francireur Bardon zu geben? In der Bluse treten sie uns friedlich entgegen und schießen uns hinterrücks nieder. Das ist kein Patriotismus mehr, das ist Vandalen-Handwerk, das ist Mord! Nieder mit den Kanaille!“

„Wohl, ich begreife,“ erwiderte Theodor düster, „aber diese Nothwendigkeit ist entsetzlich. Sie trifft nicht nur die Kanaille, sie zermalmt auch manches edle Herz. Nie werde ich vergessen, was ich kürzlich gesehen. Den Blick des Entsetzens, den der junge Francireur auf die Gewehrläufe warf, die in der nächsten Sekunde ihm den Tod brachten. Ach! Meine arme Mutter!“ das war sein letzter verzweifelter Aufschrei, ehe die Kugeln seine Brust durchbohrten. In seiner Brieftasche fand sich ein rührender Brief seiner Mutter. Er war der einzige Sohn einer Wittve.

„Das ist der Krieg!“

„Ja, aber der Krieg ist entsetzlich!“

„Höre einmal,“ sagte Max und stülpte den Helm wieder auf seine schwarzen Locken, „der Augenblick, in dem mir von den Schäften einer beinahe das Lebenslicht ausgeblasen, ist schlecht gewächelt mein Herz für die Francireurs zu rühren. Der Bursche von Lesthin hat mich auch gedauert, aber für mich wäre es doch auch schade gewesen, denke ich, obichon meine Mutter, Gottlob, noch keine Wittve ist.“

„Der Himmel bewahre Dir Deinen heitern Sinn,“ sagte Unteroffizier Theodor lächelnd, „und nun ganzes Bataillon vorwärts marsch!“

Das Wetter beharrte in ungeminderter Abscheulichkeit, aber von der Richtung aus, die den drei Freunden beinahe so verhängnißvoll geworden wäre, zog ein mehr gebahnter Weg durch den Wald, und nach einem kurzen Marsche, der minder beschwerlich war, erreichte die Streif-

wache das Ende des Waldes und betrat eine gute Straße, die zwischen sorgfältig angebauten Neben hinzog.

Die Güte der Straße war allerdings etwas beeinträchtigt durch Verhaue, und durch ein wahres Netz von starkem Draht, der über den Weg gezogen war. Diese leicht zu überwindenden Hindernisse waren aber nur geeignet, die Heiterkeit unserer Freunde zu erregen.

„Sind doch rechte Kindsköpfe, diese Franzosen,“ sagte Max lachend. „Glauben denn die Esel, uns wie Hasen in Drahtschlingen fangen zu können?“

Nach einem zweistündigen Marsche kam die Streifwache an eine Stelle, wo der Weg eine scharfe Biegung machte, und nach rückwärts und seitwärts einen Blick in das tief unten liegende Thal gestattete. Die Grenadiere machten Halt und hielten sorgfältig Umschau. Weit rückwärts sah man auf der Straße und über den Feldern eine große, dunkle, wogende Masse; es war die marschirende Hauptarmee. Etwas näher auf der Straße bemerkte man einen Knäuel von Wagen und Rossen, es schienen Prodiantwagen zu sein, die in dem Schlamm stecken geblieben waren. Tief unten, zu den Füßen der Streifwache, marschirte die Vorhut, und eine Viertelstunde weiter vornritten drei Dragoner, die Fühlhörner der Armee, welche die angenehme Aufgabe haben, die Anwesenheit eines Feindes dadurch festzustellen, daß sie „Feuererhalten,“ wie der Kunstausdruck sagt.

„Hätte nicht geglaubt, daß wir so hoch gestiegen und so rasch marschirt sind,“ sagte Theodor. „Seht nur, wie weit hinten unser Regiment marschirt.“

„Und unsere Brodwagen da unten stecken im Dreck,“ sagte Max. „Da wird es schmale Bißsen geben heute Abend im Quartier.“

„Achtung! Zurück!“ rief Theodor flüsternd. „Nährt Euch nicht und schweiget still!“

Der Unteroffizier legte Gewehr und Helm ab und kroch auf allen Vieren zwischen den Neben hindurch, eine Straße vorwärts. Nach einigen Minuten kam er wieder zurück.

„Seht Ihr zwischen den Neben hindurch, dort unten an der scharfen Biegung des Weges?“

„Wahrhaftig,“ sagte Salomon, „eine große Barrikade quer über die Straße, und vor der Barrikade ein Graben!“

„Und hinter der Barrikade wimmelt es mit blauen Blusen,“ bemerkte Max, „und ein Hausen bespannter Wagen steht auch dabei.“

„Es ist kein regelmäßiges Militär und sie haben keine Geschütze,“ sagte Theodor. „Meinen denn die Narren eine deutsche Armee aufhalten zu können? Aber schade wäre es um jeden Tropfen deutsches Blut, und die armen Dragoner und unser Freund Malhuber rennen geradezu in ihr Verderben, denn bei der scharfen Biegung des Weges kann man die Barrikade nicht sehen, als bis man mit der Nase darauf stößt.“

„Also drauf,“ meinte Max, „wir wollen's ihnen gesegnet, und unsere Schüsse werden unsere Freunde da unten schon aufmerksam machen!“

„Ruhig! sage ich und nichts übereilt. In die Neben dürfen wir nicht niedersteigen, sie könnten uns sehen, und vor drei Mann laufen sie nicht davon. Dort um die Biegung habe ich aber vorhin einen Hohlweg entdeckt, in diesem steigen wir nieder, und wenn wir in ihrem Rücken auf Schußweite angekommen sind, eröffnen wir, gedeckt und ungesehen, ein Schnellfeuer auf sie; sie werden glauben von einer größeren Truppe angegriffen zu sein, und . . . ich glaube mich nicht zu irren, die bespannten Wagen stehen auch nicht umsonst da! Also vorwärts und vorsichtig!“

Fünzig Schritt weiter trafen sie auf einen tief eingeschnittenen Weg und stiegen in ihm nieder. Von Zeit

zu Zeit kletterte der Unteroffizier an dem Raine empor, und warf einen prüfenden Blick in die Tiefe. Kein Wort wurde gewechselt, und das Geräusch ihrer Schritte war unhörbar bei dem Sturme, der mit doppelter Heftigkeit zu toben anfing und ganze Wasserbäche nieder sandte, so daß der Hohlweg sich in einen brausenden Bergbach verwandelte, in welchem die Grenadiere bis an die Knie waten, und Mühe hatten, nicht mit fortgerissen zu werden.

„Halt, wir sind zur Stelle!“ kommandirte Theodor. „Hinter dieser Felswand sind wir vollkommen unsichtbar. Ihr stellt Euch, Jeder zwanzig Schritte vom Andern, daß die da unten glauben, es sei eine größere Truppe, und wenn ich winkt, Schnellfeuer! Ruhe und gut gezielt!“

Die drei Grenadiere hatten sich hinter den Felsen aufgestellt, die ihnen, ohne selbst gesehen zu werden, einen

Barrikade, und Salve auf Salve in rasendem Schnellfeuer. Die Verwirrung unten war grenzenlos.

Die Dragoner hatten auf die ersten Schüsse gewendet, und waren, mit dem Bauche auf dem Rücken des Pferdes, zurückgejagt. Die blauen Blusen waren von der Brüstung der Barrikade herabgesprungen, und warfen entsetzte Blicke nach dem Verderben spreidenden Nebhügel; sie schossen ihre Gewehre auf's Geradenwohl ab nach dem unsichtbaren Feinde, dann stürzten sie sich auf die Wagen: „Alles ist verloren! Sauve qui peut!“

Umsonst suchte der Mann in Uniform die Leute zu einem geordneten Widerstande zu ermuntern. Der Angriff in ihrem Rücken hatte sie in panischen Schrecken versetzt. Nur die wenigen uniformirten Soldaten hielten sich wacker, und suchten den Rückzug zu decken indem sie

nach dem kugelspeidenden Felsen ein regelmäßiges Feuer eröffneten, und den blauen Blusen Luft verschafften, ihre Verwundeten und Todten auf die Wagen zu werfen. Nachdem aber auch zwei Soldaten von den unerbittlichen deutschen Kugeln verwundet worden waren, warfen auch sie sich auf den letzten leeren Wagen und, in die Pferde hauend, jagten sie davon, die letzten in der allgemeinen rasenden Flucht.

Von der ersten Salve an waren kaum fünf Minuten verflossen, und die Barrikade war leer und öde. Zehn Minuten später tauchte aus den Nebeln eine Pickelhaube auf und betrat den Kampfplatz. Es war Max. Vorsichtig schaute er sich um, dann ließ er den Familienspiff ertönen:



„Achtung, Feuer!“ und die Salve krachte nieder aus dem Nebhügel.

„Wenn Das Großmütterchen gesehen hätte,“ jagte Salomon und wischte sich die Stirn.

Auf die Meldung der zurückspringenden Dragoner war die Vorhut rasch vorgeückt, und groß war das Erstaunen des kommandirenden Offiziers, als er die feindliche Barrikade durch drei deutsche Grenadiere besetzt fand.

Unteroffizier Maitthal machte dem Herrn Lieutenant keine Meldung.

Sergeant Malhuber aber brummte: „Haben diese Freiwilligen unverschämtes Glück! Daß mich das Donnerwetter da weg hatte!“



Jetzt gab der Auspäher ein Zeichen und glitt an dem Baume herunter. Der Haufen unten ordnete sich und eilte an die Brustwehr, die Gewehre schußfertig aufgelegt. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen.

Unteroffizier Theodor hatte dieses alles beobachtet. Aber er sah von seinem Standpunkt aus nicht nur das Innere der Barrikade, sondern er sah auch die drei heranreitenden Dragoner. Sie hatten sich zum Schutze gegen das Unwetter in ihre Mäntel gewickelt; sorglos ritten sie daher, in wenigen Augenblicken mühten sie die scharfe Biegung des Weges erreichen, und dann — dann waren sie unrettbar verloren, denn dann befanden sie sich plötzlich und unmittelbar vor 200 feindlichen Gewehrmündungen.

Theodor pochte das Herz, als wolle es ihm die Brust zerbrechen. Jetzt waren die Dragoner nur noch auf Pferdelänge von der gefährlichen Ecke entfernt, und jetzt —

„Achtung, Feuer!“

und die Salve krachte nieder aus dem Nebhügel in die

„Wollt ihr stille sein, ihr Besten?! Da habt Ihr Fleisch! Hier Waldheim, mache ihnen den Garau und ruppe sie!“ und damit warf er die Vögel in die Stube. Doch diese hatten kaum ihre Freiheit verspürt, als sie davon einen möglichst nützlichen Gebrauch zu machen und in Sicherheit zu kommen suchten. Und nun begann eine allgemeine Jagd, an welcher sogar Herr Sergeant Malhuber sich beteiligte, und die endlich mit der Niederlage der beiden Franzosen endigte. Der Monsieur le coq mußte zuerst sterben, indem Herr Malhuber ihn, und zwar im Fluge, den Kopf herunter säbelte, ein Lusthieb, dessen er sich noch lange rühmte; und die Französin starb eines musikalischen Todes, denn da sie so unvorsichtig war, sich auf die Tasten des Piano's zu stützen, so schmetterte Herr Waldheim in seltener Geistesgegenwart den Dedel zu, und sie starb erdrückt, sterbend noch einen Kollartord anschlagend.

Unteroffizier Theodor allein hatte sich an der Jagd und dem Morde nicht beteiligt. „Mag“ sagte er, „wo hast Du die Vögel her? Du wirst doch nicht?“

„Beruhige Dich“ erwiderte dieser lachend, „ich habe sie

redlich erworben. Wie ich vorhin durch die Straßen schlendere, höre ich auf einmal einen Hahnenchrei. Wo ein Hahnenchrei ist pflegt auch gewöhnlich ein Hahn zu sein, dachte ich, und trat in das betreffende Haus hinein. Eine alte Französin — die jungen sind ja alle ausgezogen — eine Katze auf dem Arme, empfing mich in der Haustür und fragte nach meinem Begehre. Ich nahm all mein Französisch zusammen und sagte: „Madamchen, ich möchte Ihnen einen Gockelhahn ablaufen.“

„Gockelhahn?“ sagte sie, „oh, ich habe keinen Gockelhahn.“

„Doch, doch, Madamchen, ich habe ihn krähen hören!“

„Unmöglich, Monsieur. Oh, Monsieur“ setzte sie mit einem theatralischen Seufzer hinzu, „der gallische Hahn kräht nicht mehr!“

Doch den in Rede stehenden gallischen Hahn schien dieses Mißtrauen zu empören, und entrüstet legte er Verwahrung ein mit einem entschiedenen: „Kikeriki! Kikeriki!“

Die alte Französin erbleichte; gegen dieses Beweismittel war nicht mehr aufzukommen.

„Hören Sie, Madamchen, der gallische Hahn kräht doch noch! Aber er hat die längste Zeit gekräht! Hier sind zwei Franken, heraus mit dem Hahn!“

„Oh, Monsieur!“

Jetzt aber ging mir die Geduld aus: „Donnerwetter, Madame, eure Franzosen hätten bei uns nicht so viel Federlesens gemacht. Den Hahn oder die Katze,“ und dabei griff ich nach der Katze auf ihrem Arme, „sie ist fett und giebt einen kräftigen Hasenbraten.“

Das war aber der Französin zu viel. Die Katze war offenbar ihrem Herzen näher, und sie opferte, um diese zu retten, den Hahn. Mit einem Griff hatte ich den krähenden Burschen am Kragen, und daß ich auch das Huhn mitgenommen, geschah aus Menschlichkeit; es war die letzte der Gattinnen des gefangenen Godlers, und sie zu trennen wäre grausam gewesen!“

„Und nun sind sie beide zusammen gestorben. Requiescant in pace,“ sagte Waldheim salbungsvoll und sang an, den Hahn zu rufen.

Die Kriegskameraden waren noch mit der Zubereitung zum Mittagessen beschäftigt, als draußen auf der Straße ein ungewöhnlicher Lärm sich erhob; es schien eine freudige Aufregung zu sein, man hörte aus dem Lärm heraus fröhliche Juchzer, und truppweise eilten die Soldaten an den Fenstern vorbei.

„Sehen Sie mal nach, Waldheim, was da draußen los ist,“ sagte der Sergeant.

Doch Mag war schon an das Fenster gesprungen: „Was gibt's da draußen? He da, Zimmermann, was ist los?“

„Die Feldpost ist angekommen!“

Die Nachricht einer gewonnenen Schlacht kann bei den Soldaten keinen größeren Jubel hervorrufen als dieses: „Die Feldpost ist angekommen!“ Nachricht aus der Heimath, von den Eltern, den Geschwistern, von Frau und Kindern, von der Braut.



„ein Lusthieb, dessen er sich noch lange rühmte.“

Auditor, ein Freund meines Vaters, hat die Kiste mitgebracht. Sie ist für mich und meine zwei Freunde.“

Der Sergeant wendete sich nach dem Fenster und trommelte den Zapfenstreich an den Scheiben. Waldheim setzte den Bratspieß in raschere Bewegung. „Wieder kein Brief,“ murmelte er und fuhr sich mit der linken Faust über die Augen.

„Doch tröstet Euch, meine Freunde,“ sagte Theodor zu dem Sergeanten, der bereits anfang, vom Zapfenstreich zu einem Sturmarsch überzugehen; „wir sind Kriegskameraden und theilen Freud und Leid, folglich theilen wir auch die Kiste. Heraus mit dem Säbel, Mag, und ausgebrochen!“

Das war bald geschehen und begierig griffen die drei Freunde nach den Briefen, die obenauf lagen, und jeder eilte mit seinem Schatz nach dem Fenster, und sie saßen mit leuchtenden Augen.

„Von meiner guten Mutter,“ sagte Theodor und küßte den Brief.

„Mein Vater ist Oberförster geworden!“ jubelte Mag. „Und meine Lieben sind alle gesund und glücklich,“ sagte Salomon.

Unsere Grenadiere stürzten nach der Thüre.

„Halt!“ kommandirte der Sergeant. „Herr Kamerad Matthal nehmen Sie den Eichberg mit und sehen Sie nach, ob etwas für uns gekommen ist. Waldheim, lassen Sie den Hahn nicht anbrennen oder das Donnerwetter soll...“

„Zu Befehl!“ sagte Waldheim und drehte den eisernen Ladestock, auf welchem die gemordeten Franzosen aufgespießt waren, über dem Kaminfeuer.

Nach einer halben Stunde kehrten die Abgeandten zurück. Mag leuchtete unter der Last einer schweren Kiste.

„Was, eine ganzefiste?“ rief Sergeant Malhuber, „und nichts für mich?“

„Diesmal nicht, Herr Kamerad,“ erwiderte Theodor. „Der neue Regiments-Auditor, ein Freund meines Vaters, hat die Kiste mitgebracht. Sie ist für mich und meine zwei Freunde.“

Der Sergeant wendete sich nach dem Fenster und trommelte den Zapfenstreich an den Scheiben. Waldheim setzte den Bratspieß in raschere Bewegung. „Wieder kein Brief,“ murmelte er und fuhr sich mit der linken Faust über die Augen.

„Doch tröstet Euch, meine Freunde,“ sagte Theodor zu dem Sergeanten, der bereits anfang, vom Zapfenstreich zu einem Sturmarsch überzugehen; „wir sind Kriegskameraden und theilen Freud und Leid, folglich theilen wir auch die Kiste. Heraus mit dem Säbel, Mag, und ausgebrochen!“

Das war bald geschehen und begierig griffen die drei Freunde nach den Briefen, die obenauf lagen, und jeder eilte mit seinem Schatz nach dem Fenster, und sie saßen mit leuchtenden Augen.

„Von meiner guten Mutter,“ sagte Theodor und küßte den Brief.

„Mein Vater ist Oberförster geworden!“ jubelte Mag. „Und meine Lieben sind alle gesund und glücklich,“ sagte Salomon.

„Auch Großmütterchen läßt Euch grüßen und Tante Leopoldine!“

Herr Malhuber hatte offenbar weniger Interesse an dem Inhalte der Briefe als an dem Inhalte der Kiste. Während die drei Freunde die Briefe lasen, rückte er gegen die Kiste vor und warf einen prüfenden Blick hinein. Die Stiefel und Kleidungsstücke, die obenauf lagen, erregten weniger seine Theilnahme; aber in der einen Ecke entdeckte er den gesiegelten Kopf einer vielversprechenden Flasche, und mit behaglichem Schmahen neigte er die Lippen mit der Zunge. Als er aber in der zweiten Ecke ein Etwas erblickte, was eine entschiedene Aehnlichkeit mit dem obern Theile eines Tabakpäckchens hatte, da stieg eine Röthe in sein Gesicht, rasch machte er kehrt, und marschirte nach seinem Brodbeutel, aus dem er eine kurze

Weise nahm, die er alsbald emsig zu reinigen aufing, von Zeit zu Zeit einen ungeduldigen Blick nach den Brieflesern werfend, ob sie denn noch nicht fertig seien.

Grenadier Waldheim drehte immer noch pflichtgetreu seinen Bratspieß; seine Blicke waren aber zwischen dem gallischen Hahn und der deutschen Kiste getheilt, und endlich hielt er's nicht mehr aus und stand auf, um...

„Waldheim, wollen Sie sitzen bleiben!“ donnerte der Sergeant hinter seiner Pfeife vor, „müssen Sie Ihre Nase überall haben? Passen Sie auf, daß der Hahn nicht verbrennt!“

Mit einem Seufzer sank Waldheim wieder auf seinen Schemel zurück und fuhr fort, den Bratspieß zu drehen.

Glücklicherweise für die Ungeduld der Weiden hatten die Freunde die Lesung ihrer Briefe beendet.

„Und nun zu der Kiste,“ sagte Salomon, seinen Brief faltend. „Ich bin doch begierig, ob die Freunde ihre Gaben wieder mit den üblichen Knittelversen begleitet haben.“

„Richtig,“ rief Max und hielt ein Papier in die Höhe, „da ist schon einer oben drauf!“

„Vorlesen! Vorlesen!“

- „Ist die Kist' auch etwas klein,
- „Geht doch ziemlich viel hinein:
- „Wämser, Socken, Schnaps und Punsch,
- „Alles comme il faut nach Wunsch;
- „Rauchtabak und Stiefel auch,
- „Warme Binden für den Bauch!
- „Frohen Muth beim Waffentanz
- „Wünscht Euch Euer Onkel Franz!“

„Hurrah, das ist französische Poesie!“ jubelte Max. „Schnaps und Punsch und Rauchtabak?“ murmelte Herr

Malhuber, „dieser Onkel Franz scheint ein sehr edler Mensch zu sein!“

„Das ist er auch,“ lachte Salomon. „Hier Herr Sergeant, stopfen Sie sich ein Pfeifchen. Doch halt, an dem Tabakspäckchen ist ja auch ein Zettel:“

- „Morgens die Franzosen stopfen,
- „Abends sich ein Pfeifchen stopfen,
- „Kann es etwas Schön'res geben,
- „Als ein solch' Soldatenleben?“

Vater Borell, Oberförster.“ Von Deinem Vater, Max. Jetzt die Pfeifen raus, und ein Dankopfer angebrannt. Waldheim, laß' Deinen Gockelhahn fahren und stopfe Dir auch eine.“

„Auch ein edler Mensch, der Herr Oberförster,“ rief Malhuber begeistert und stopfte sich eine Pfeife.



Und sie lasen mit leuchtenden Augen.

„Hier ein Päckchen Socken mit einem Verse von der Mutter“ rief Theodor:

- „Die Socken hab' ich selbst gestrickt,
- „Die Namen selbst hineingestickt,
- „Und heiße Wünsche eingewoben!
- „O glück'ger Gott im Himmel droben,
- „Hör' einer Mutter heißes Fleh'n,
- „Schenk' uns ein glücklich Wiederseh'n!“
- „Die gute Mutter,“ sagte Theodor mit bebenden Lippen und schob den Zettel in den Busen.
- „Hier Herr Kamerad, haben Sie auch ein Päckchen; hier Waldheim, auch eins; es reicht für Alle.“

„Vortreffliche Frau,“ sagte der Sergeant, und schob die Socken in den Brodbeutel.“

„Und hier Cognac und Punschessenz! Hört was Vater Bornheim schreibt:

- „Ein richtiger Schnaps, ein kurz Gebet,
- „Und dann hinein in den Feind,
- „Der liebe Gott begehrt's nicht lang,
- „Er weiß schon, wie Ihr's meint.“

Vater Bornheim, Oberabbiner.“

„Was?“ rief der Sergeant, eine lange Flasche und ein kurz Gebet? Und das sagt ein Oberabbiner? Der Mann ist der edelste von Allen. Ist der Cognac ächt?“

„Gleich werden wir ihn versuchen,“ beschwichtigte Theodor lachend. „Wir haben's aber vorher noch mit mehr edeln Männern zu thun! Hier z. B. ist gleich eine Kiste Cigarren!“

„Cigarren?“ rief der Einjährige Waldheim, und machte einen langen Hals. „Doch um Gotteswillen keine Liebes-Cigarren?“

„Nein, beruhige Dich,“ tröstete Salomon, „ich kenne sie, es sind die Cigarren, die mein Vater raucht. Doch laßt sehen, was er dichtet:

„Erst brennet den Franzosen
 „Auf ihre rothen Hosen,
 „Dann brennt Euch eine Cigarr' an!
 „Und habt Ihr Kameraden,
 „Auch denen wirds nicht schaden,
 „Das Ristchen reicht für manchen Mann!“
 „Greift zu, Ihr Freunde, Ihr hört ja, die Cigaren
 sind für uns alle!“
 Herr Malhuber war wirklich gerührt und mit fast
 glücksender Stimme sagte er: „Da . . . das ist no .
 noch der Alleredelste!“
 „Ei das ist ja der gleiche, wievorhin!“ berichtigte Waldheim.
 „Das ist einerlei, er ist doch noch edler!“
 „Und nun, Ende gut Alles gut, ein Schinken!“ rief
 Theodor. „Die Poesie hat mein Vater geliefert:
 „Hast einen Franzen Du gefangen,
 „Und der Kerl hat Appetit,
 „Theil ihm auch ein Stückchen mit
 „Vom Schweine, das im Rauch gehangen!“
 „Soll geschehen! Der erste Franzose, den wir fangen,
 soll ein Stück Schinken haben!“
 „Ausgenommen die Frantireurs,“ rief Max, „mein
 Schädel brennt mich noch von der verdammten Freischütz-
 tugel! Aber da steckt ja noch etwas auf dem Boden der
 Kiste. Hurrah, ein neuer Kalender!“
 „Hier habt Ihr einen Hintenden,
 „Der Pfaff nennt ihn den Stintenden;
 „Wer solchen Stall puht, meiner Seel,
 „Der kann nicht riechen nach Rosenöl!“
 „Ein Tier? Das gibt einen Ohrenschmaus nach dem
 Essen!“ rief Theodor.
 „Setz meine Herren, zu Tische; das soll ein Götter-
 mahl werden!“

Und in der That, es war ein herrliches Mahl: Kar-
 toffeln und Rüben und gebratene Hahnen, Schinken, Cognat
 und Punsch, und dazu gute Nachrichten aus der Heimath
 und in Folge davon leichte fröhliche Herzen — am Generals-
 tisch in der Mairie war keine so glückliche Tafelrunde.
 Eben hatte Sergeant Malhuber den gebratenen Hahn
 aufgespießt, um ihn kunstgerecht zu zerlegen, als Gottfried
 Zimmermann in das Zimmer hereinkürnte. Derselbe
 Gottfried, dessen persönliche Bekanntschaft wir im ersten
 Kapitel nicht machen konnten, weil er gerade im hintern
 Katernhof Schildwache stehen mußte, während in dem
 Katernhofe seine Kriegskameraden, vor den entsetzten Augen
 seiner Mutter, den für ihn bestimmten Schinken verzehrten.
 „Kameraden, wißt Ihr schon?“ rief er.
 Die Tischgesellschaft war aufgesprungen: „Nichts wissen
 wir, was gibt es?“
 „Hört Ihr draußen den Lärm?“
 Und in der That, es brauste wie ein Sturm durch die
 Straßen; Geschrei, Vivat-Rufen, Jauchzen, Gelächter, Gesang.
 „Nun, heraus damit, was gibt es?“
 „Was es gibt?“ leuchtete Zimmermann und warf sich in
 einen Stuhl. „Gebt mir einen Schluck, die Zunge hängt mir
 am Gaumen; ich bin so gelaufen, um es Euch zu sagen.“
 „Un Glücksmensch, so rede doch!“ rief Theodor, nachdem
 Gottfried ein Glas Cognat hinuntergestürzt hatte. „Ah
 der brennt! das ist einmal ein guter. Und Schinken
 habt Ihr auch? Donnerwetter!“
 „Höre einmal, Gottfried,“ rief Salomon und schüttelte
 ihn. „Du sollst von Allem haben, aber sage endlich, was
 los ist oder . . .“
 „Na, zu schütteln brauchst Du mich nicht,“ rief Gott-
 fried entrüstet. „Ich bin kein Arzneitolben, bei dem es
 heißt, vor dem Einnehmen zu schütteln. Gebt mir noch
 einen Schluck und dann kann's losgehen!“
 Jetzt aber sprang der Sergeant Malhuber auf, und

dem unglücklichen Erzähler den Säbel mit dem an-
 spießten Hahn unter die Nase haltend, schrie er: „Das
 Donnerwetter soll Dir auf den Schädel fahren, wenn du
 Himmelskammerer jetzt nicht gleich Dein Maul aufstust!“
 „So,“ sagte Zimmermann, „das lasse ich mir gefallen;
 so redet man mit einem. Aber schütteln? Nein schütteln
 lasse ich mich nicht!“
 Gottfried nahm noch einen Schluck und dieser brachte
 ihn in das richtige Fahrwasser: „Also der Adjutant hat
 es von der Altane herunter verkündet:
 „Was?!“
 „Metz hat capitulirt!“
 „Ist's möglich?!“
 „Hundertachtzigtausend Gefangene!“
 „Hurrah!“
 „Zehntausend Pferde mit abgefressenen
 Schwänzen!“
 „Lieb Vaterland magst ruhig sein!“
 „Freunde!“ rief Theodor und hob begeistert sein Glas
 in die Höhe. „Das ist ein welthistorisches Ereigniß! Ein
 Hoch unserm Kriegsherrn, dem König von Preußen!“
 „Hoch, hoch und hoch!“
 „Und über Alles: Hoch unser theures deutsches Vaterland!“
 Die Grenadiere schüttelten sich die Hände mit bligen-
 den Augen und flammenden Wangen.
 „Und nun Gottfried, Platz genommen bei uns; der Sieges-
 bote muß Theil nehmen an unserm Siegesmahle!“



IV.
 Im feindlichen Lager.

Auf der Straße zwischen Apollinaire
 und Dijon, liegt der Park de Mont-
 musard: ein Landgut mit einem
 kleinen Schlosse und ausgebreiteten Wirthschafts-
 gebäuden, rings umgeben von einer hohen
 starken Mauer, die den Platz ganz geeignet
 macht zu einer nachdrücklichen Vertheidigung. Doch schei-
 nen die Franzosen auf diesen Vorzug des Platzes kei-
 nen Werth zu legen, denn heute früh noch — an
 dem im vorigen Kapitel beschriebenen Ruhetage der
 deutschen Truppen —, war der Park de Montmusard von
 einer deutschen Dragoner-Parrouille, die bis Dijon zu
 rekognosciren hatte, besucht worden, und konnte nicht das
 geringste Verdächtige gefunden werden, obgleich der den
 Zug begleitende Leutnant den ganzen Park mit dem
 Schlosse und den Wirthschaftsgebäuden genau durchsuchen
 ließ. Der Gutsbesitzer hatte die feindlichen Reiter sogar sehr
 freundlich empfangen und reichlich bewirthet.
 Gegen Abend kehrte die gleiche Reiterabtheilung wieder
 von Dijon zurück. An der Spitze ritt der Leutnant,
 behaglich und sorglos seine Cigarre rauchend, und mit
 seinem Begleiter, einem Kriegsfreiwilligen, plaudernd.
 Unter der Umfassungsmauer des Park de Montmusard
 machte der Zug Halt.
 „Untersoffizier Meier!“ befahl der Offizier.

Der Gerufene sprengte vor, „Zu Befehl, Herr Leutnant!“
 „Ich möchte Ihre Meinung wissen, ob wir das Nest da oben noch einmal untersuchen sollen?“

Der Unteroffizier fühlte sich sehr geschmeichelt, daß er von seinem Vorgesetzten zum Kriegsrathe beigezogen wurde. „Herr Leutnant, was das betrifft,“ sagte er, „und wenn der Herr Leutnant gern noch eine Flasche von dem Rothem“ — dabei wischte sich der Mann den Schnurrbart — „und der Schinken was auch nicht bitter, und so meine ich, könnten wir allerdings . . . Befehlen der Herr Leutnant, daß wir abziehen?“

„Der Gedanke ist nicht übel“, meinte der Kriegsfreiwillige in Erinnerungen der heute früh genossenen Gastfreundschaft, „und wenn der Herr Leutnant . . .“

„Nein, nein,“ lachte der Offizier, „danke für guten Rath; aber es ist schon spät und wir haben noch einen weiten Weg. Vorwärts Marsch!“

Der Reiterzug setzte sich in Trab und in wenigen Minuten war er hinter der nächsten Biegung des Weges verschwunden.

Der junge Dragoner-Leutnant ahnte nicht, daß sein kleines Wörtchen „Nein“ wahrscheinlich ihm und seinen Dragonern das Leben gerettet hatte; denn während der kurzen Rast unter der Parkmauer waren hundert Gewehrläufe auf die Reiter gerichtet und — anstatt des Wörtchens Nein ein Ja — so hätte eine Salve die Dragoner weggeblasen. Der Hof hinter der Parkmauer war vollgepfropft mit Franzosen, aber diesmal nicht von Franc-tireurs in blauen Blusen, sondern von Rothhosen, von regelmäßiger Infanterie, unter den Befehlen eines Kapitäns, des gleichen stattlichen hochgewachsenen Offiziers, den wir schon gestern hinter der Straßenbarrikade kennen gelernt haben.

Heute trug er den linken Arm in der Binde. Als dem Kapitän das Gerannahen der Dragoner gemeldet worden war, hatte er befohlen:

„An Eure Posten, an der Mauer! Keiner spreche, keiner zeige sich! Reiten sie vorüber, gut, laßt sie ziehen! Machen sie Halt und sitzen ab, nieder mit ihnen! Aber nur auf mein Kommando „Feuer!“

Es waren geschulte Soldaten, der Befehl wurde pünktlich befolgt. Das Commando „Feuer“ erfolgte nicht, und die Dragoner ritten unbehelligt weiter.

„Bon voyage!“ murmelte der Kapitän mit einem grimmigen Lächeln. „Allons, mes enfants, an die Arbeit!“ und eine rege Thätigkeit entwickelte sich in dem ausgedehnten Hofe des Park de Montmusard. Die Gewehre wurden in Pyramiden zusammengestellt, und während ein Theil der Soldaten mit Brecheisen und Hacken Lücken und Schießlöcher in die Mauer brachen, schleppten andere Bauholz herbei, und errichteten Schießstände in der halben Höhe der Mauer. Sämmtliche Knechte und Mägde des Gutes halfen den Soldaten bei ihren kriegerischen Vorbereitungen, und mehrere von ihnen theilten Wein und Erfrischungen unter die Leute aus.

Der Kapitän schritt durch die Gruppen, ertheilte Befehle und spornte den Eifer der Soldaten an: „Allons mes enfants“ greift wacker an! Wir wollen's ihnen heimgeben! Mille tonnerres, diese Franc-tireurs! Davonzulaufen vor einer Handvoll Preussens! Diab! der Kapitän schnitt ein grimmiges Gesicht und strich seinen Knebelbart, daß ihm ein Büschel Haare zwischen den Fingern hängen blieb.

„Warum so grimmig, Capitain, auf unsere tapferen Franc-tireurs?“ sagte der Schlossherr, der auf seinem Rundgang den Zornausbruch des Offiziers gehört hatte. „Sollten sie sich todt schießen lassen wie Hasen, aus sicherem Versteck, in das die feigen Preussens sich eingemischt hatten? Und mir dünkt, die Franc-tireurs waren nicht die einzigen, die davon gelaufen sind, und mein Neffe . . .!“

„Ihr Neffe, Monsieur Boussonier, ist ein gepugter Affe,“ erwiderte der Kapitän mit finstern Blick „der mit seinen Leuten zuerst den Impuls gab zu dem panischen Schrecken, der Alles in die Flucht trieb! Mille tonnerres, Monsieur, ich mit meinen paar Mann konnte nichts weiter thun als ihre Flucht decken, und hätten die Preussens mir nicht 2 Mann getödtet und mir den Arm zertrümmert so . . .!“

„Monsieur le Capitain,“ fiel der Schlossherr beschwichtigend ein, „ich wollte Sie nicht beleidigen. Sie sind ein tapferer Mann, wer weiß das nicht? Aber auch unsere Franc-tireurs sind wackere Männer, die ihr Leben daran setzen, die Hunde von Preussens aus dem Lande hinaus zu jagen. Und nun sagt mir noch Eines, Capitain, warum habt Ihr vorhin die preussischen Kanonen unbehelligt reiten lassen anstatt sie niederzuschießen zu lassen?“

„Weil wir Soldaten sind, und keine Franc-tireurs, wie Ihr Herr Neffe,“ erwiderte der Kapitän kurz, wandte dem Schlossherrn den Rücken und verschwand im Innern des Schlosses.

„Verdammtter Narr, dieser Kapitain,“ knirschte der Besitzer von Montmusard zwischen den Zähnen, „mit seiner noblesse militaire. Nieder mit den preussischen Hunden! Das Wie ist einerlei!“

Die große Halle im untern Stockwerke des Schlosses war durch einen Kronleuchter in der Mitte des Saales hell beleuchtet. Ein Offizier von höherm Rang, mit grauem Schnurr- und Knebelbart, ging mit raschen Schritten in der Halle auf und nieder, einem jungen Offizier, der unter dem Kronleuchter an einem eigenen Tische saß, Befehle in die Feder jagend. Ordonnanz kamen und gingen, Meldungen machend und Befehle empfangend. Im Hintergrunde des Saales, an einem mit Speisen und Getränken besetzten Tische, saß eine Gesellschaft junger Offiziere, die sich sehr lebhaft, wenn auch mit gedämpfter Stimme unterhielten. Unter ihnen ein älterer Mann in bürgerlichem Anzuge, dem es in dieser Gesellschaft nicht besonders behaglich zu sein schien, und der ein ziemlich bedenkliches Gesicht machte. Der ältere höhere Offizier rauchte eine Cigarre, und wenn er auf seinem Gange an den Offizierstisch kam, rastete er einen Augenblick, um einen Schluck Rothwein zu nehmen, und setzte dann seinen Spaziergang wieder fort. Der Mann in Bürger-Anzuge folgte dem Offizier mit ängstlichen Blicken, er spitzte die Ohren, um etwas von den Befehlen, die jener diktierte, zu erfassen, und verstauchte das Geplauder der Offiziere, das ihm ein Verständniß unmöglich machte.

Jetzt erhob sich der junge Offizier unter dem Kronleuchter und faltete und siegelte mehrere Briefe.

„Sind die reitenden Ordonnanz vor der Thür?“

„Oui, mon colonel!“

„Also fort mit ihnen und sie sollen die Pferde nicht schonen.“ Der Oberst trat an den Offizierstisch, und dem Civilisten auf die Schulter klopfend, sagte er: „Nun mein Herr Maire, Ihr Wunsch ist erfüllt. Außer den drei Linienbataillonen, mit denen ich bereits eingetrückt bin, wird die Eisenbahn in dieser Nacht noch sechs Bataillone Mobilmacht und eine Jägerkompagnie herbeischleppen, und morgen werden wir 10,000 Mann in Dijon haben, um es zu verteidigen.“

„Nicht mit meinem Willen, Colonel Fauconnet, nicht mit meinem Willen,“ betheuerte der Herr Maire. „Ein Böbel-Gemeute hat das Rathhaus gestürmt und die Väter der Stadt gezwungen, auf telegraphischem Wege die Truppen zu requiriren.“

„Einerlei, Herr Maire,“ erwiderte der Oberst kurz, „ich habe den Befehl, Dijon zu verteidigen, und ich

werde es thun. Die Folgen mögen die Väter der Stadt tragen."

"O mon Dieu, was können das für Folgen sein? Zehntausend Mann sagen Sie? Und dann noch unsere Nationalgarden, und das begeisterte Volk, das an dem Kampf theilnehmen wird! O mon colonel, da wird man doch mit der Handvoll Prussiens fertig werden."

"Eine Handvoll Prussiens?" erwiderte der Oberst heftig. "Zwölftausend, mein Herr Maire, und sechs Batterien, gerade sechs Batterien mehr als wir haben, und diese werden morgen die Stadt mit Granaten überschütten und in Trümmer legen! Nationalgarden und begeistertes Volk? Bah! Wenn es zum Sturme kommt, so wird das begeisterte Volk die Ursache sein, daß auch die Bürger niedergemetzelt werden, und die Stadt in Flammen aufgeht!"

"O mon Dieu!" jammerte der Maire, die Hände zusammenschlagend.

"Das hätten Sie früher bedenken sollen, mein Herr Maire," fuhr der Oberst mit gefuchter Stirne fort.

"Ihre Nationalgarden wollen die Preußen besiegen, und konnten nicht einmal Herr werden über eine Pöbel-Gemeute? Dijon, eine offene Stadt, vertheidigen zu wollen, ohne Geschütz und ohne Reserven im Rücken, ist ein! Bah! was kümmerst's mich; ich bin Soldat und habe meine Befehle, und lamm mich unter den Trümmern der Stadt begraben lassen, ein ächtes Soldatengrab. Das unnütz vergossene Blut mögen Andere verantworten. — Ah, mon capitaine, was macht Ihre Wunde?" Diese freundlichen Schlussworte waren an den Capitain gerichtet, den wir in dem Schloßhofe kennen gelernt haben, und der mit militärischem Gruße vor seinen Vorgesetzten trat, um ihm Meldung zu machen:

"Mon colonel, Ihre Befehle sind vollzogen und alle Vorbereitungen zur Vertheidigung gemacht!"

"Eh bien, und Ihre Wunde?"

"Nicht der Rede werth, ein Schuß durch's Fleisch."

"Und die preussische Patrouille ist unbelästigt geblieben, wie ich befehl?"

"Oui, mon colonel. Da sie keine Miene machten abzusitzen, so ließen wir sie ziehen."

"Bon! Die Prussiens glauben Dijon sei unbeseht und müssen auf dem Glauben erhalten bleiben. Haben Sie erfahren, wer gestern die Dummheit begangen hat, aus einem der letzten Häuser in Dijon Feuer auf die Dragoner-Patrouille zu geben?"

"Oui, mon colonel, der Schneider Dubois mit seinen sechs Gesellen."

"Dubois?!" rief der Maire, „der war auch einer der Anführer der Gemeute. Mir hat der Schurke das Gewehr auf die Brust gefeßt!"

"Sieben Schneider!" lachte der Oberst, „die Kerls haben den Teufel im Leibe. Was haben Sie mit den Burschen angefangen?"

"Ich habe sie einsperren lassen, damit sie keine zweite Dummheit begehen. Die Kerls waren ganz wüthend, und ich mußte sie binden lassen."

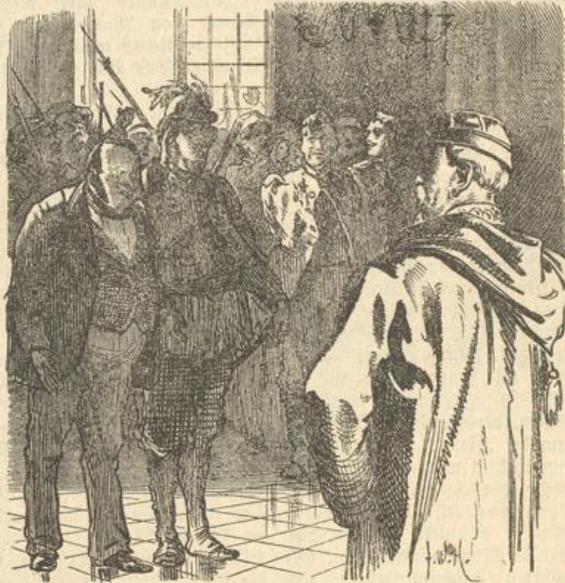
"Es ist gut! Herr Capitain, Sie haben Ihre Befehle! Gott mit Ihnen! Es gibt morgen einen heißen Tag. Meine Herren Offiziere, auf zu Pferde, wir reiten nach Dijon!"

Die Offiziere sprangen von ihren Sitzen auf, und auch der Herr Maire erhob sich, nachdem er noch vorher zur Stärkung ein Glas Burgunder hinuntergestürzt hatte.

Der Ausbruch der Offiziere sollte aber noch nicht erfolgen, denn draußen vor der Thüre erhob sich ein großer Tumult.

"Was gibt es? Ordonnanz sehen Sie nach!" herrschte der Oberst.

Die Thüre sprang auf und herein trat raschen Schrittes, mit erhobenem Haupte und mit leuchtenden Augen, Herr Boussonier, der Besitzer des Schlosses. „Mon colonel," berichtete er mit fliegendem Athem, „ich bringe Ihnen gute Nachrichten. Die tapfern



„Monsieur Boussonier, Capitaine des Franc-tireurs, mein Refte.“

Franc-tireurs von Apollinaire, unter ihrem Capitain Boussonier, meinem Refsen, haben in einem hitzigen Gefecht mit einer Patrouille einen von den Prussienshunden getödtet und zwei zu Gefangenen gemacht. Sie sind in der Vorhalle, und wir erwarten Ihre Befehle, was mit den Hundenden geschehen soll."

"Herein mit ihnen!" befehl der Oberst.

Ein lärmender Haufen blauer Blusen drang in den Saal, in seiner Mitte zwei deutsche Soldaten hereinziehend, denen die Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt waren.

An der Spitze des Haufens befand sich ein hochgewachsener junger Mann, dessen etwas phantastisch aufgeputzte Kleidung, denn Uniform konnte man sie kaum

nennen, ihn als den Anführer der Leute vermuthen ließ. Auch er trug eine Bluse, allein sie war von feinem Wollstoffe, überreich mit goldenen Bizen besetzt, und von einem rothen Gürtel zusammengehalten, in welchem zwei Revolver steckten. An der Seite trug er einen Säbel und über die Schulter hatte er eine Büchse von vortrefflicher Arbeit hängen. Wenn auch diese Kleidung etwas theatra- lisch war, so schien sich ihr Träger doch sehr darin zu gefallen, und in der That, sie paßte auch ganz gut zu der gebräunten Gesichtsfarbe des jungen Mannes, und den dunkeln Locken, die etwas wild und ungeordnet unter dem phantastisch mit Federn aufgeputzten Quie hervorquollen. Der Träger aller dieser Herrlichkeiten trat mit militärischem Gruße vor den Oberst und wurde von dem Schloßherrn vorgestellt: „Monsieur Boussonier, Capitaine des Franc-tireurs, mein Refse!"

Der Oberst warf einen Blick auf den gepuderten jungen Mann, und ein spöttliches Lächeln spielte um seinen Mund: „Monsieur le capitaine," sagte er auf die lärmenden Blusen deutend, „lassen Sie Ihre Leute abtreten, die selben scheinen sehr aufgeregt und wenig disciplinirt."

„Mon colonel, die Begeisterung, die Freude über den Sieg,“ bemerkte der junge Mann entschuldigend.

„Abtreten!“ herrschte der Oberst. „Zwei Mann zur Bewachung der Gefangenen bleiben hier! Die Gefangenen vor!“ Die Francireurs stießen die Gefangenen mit den Gewehrkolben vorwärts.

Der Oberst bemerkte dieses Verfahren mit gerunzelter Stirn. „Schurken!“ rief er, „wisset Ihr nicht, wie man Kriegsgefangene Männer behandelt? Wer hat die Leute gebunden?“

„Auf meinen Befehl, mon colonel.“ erwiderte der Freischützen-Kapitain, „die Hunde haben Einen der Unsrigen getödtet!“

„Rosbinden!“ donnerte der Oberst, und dem Befehle wurde von den verdugten Freischützen alsbald Folge geleistet. Auf die von ihren Banden befreiten Gefangenen warf jetzt der Kronleuchter sein volles Licht, und alsbald erkennen wir in ihnen alte Bekannte, und zwar unsern Freund, den Grenadier Salomon und den Dragoner-Freiwilligen Flemming, der vor wenigen Stunden noch Parc de Montmusard. Beider Uniformen waren beschmutzt und zerrissen, beiden fehlte der Helm, und die Haare beider starrten von geronnenem Blute.

„Seid Ihr schwer verwundet?“ fragte der Oberst. „Nein, mein Herr,“ erwiderte Salomon „nur mißhandelt mit Prügeln und Gewehrkolben.“

Der Oberst zog die Augenbrauen zusammen. „Darf ich sprechen, mein Herr?“

„Sprechen Sie!“

„Mein Herr, Sie sind Offizier der französischen Armee, und bei Ihnen erheben wir Beschwerde über die schmachvolle Mißhandlung, welche wir von dieser Bande zu erdulden haben!“

Salomon hatte mit erhobener Stimme, aber in achtungsvollem Tone, und im reinsten Französisch gesprochen. Der französische Offizier betrachtete den unscheinbaren Grenadier mit erstaunten Blicken. „Sie drücken sich gewöhnlich auf unsere Sprache. Waren Sie schon in Frankreich?“

„Niemals, mein Herr,“ erwiderte Salomon, „ich bin nur Soldat für diesen Krieg. Im Frieden bin ich Professor der Mathematik.“

„Ah!“ stieß der Oberst hervor, „Fahren Sie fort.“

Der junge Francireur-Kapitain hatte dieser Unterhaltung mit peinlicher Ungebuld zugehört; jetzt trat er vor und sagte: „Mon colonel, gestatten Sie, daß ich Ihnen einen Rapport erstatte, diese Schurken hier . . .“

„Später, mein Herr, später kommt auch an Sie die Reihe.“ erwiderte der Oberst mit einer wegwerfenden Handbewegung, und zu Salomon gewendet, sagte er: „Fahren Sie fort.“

Dieser erzählte: „Ich war heute Abend einer Patrouille zugetheilt, die der Reiterpatrouille, zu der mein Kamerad gehört, begegnen und sich mit ihr für den Rückweg reinigen sollte. Wir hatten St. Apollinaire passiert und eine Spur von einem Feinde gefunden. In dem Dorfe fanden die Leute in blauen Blusen unter den Thüren auf der Straße; die einen hatten Kinder auf dem Arme, andere verrichteten häusliche oder landwirtschaftliche Arbeiten, kurz Alles hatte einen friedlichen Anstrich, und die Leute versicherten uns, es sei weit und breit keine Spur von regelmäßigen Truppen oder Francireurs zu finden. Außerhalb Apollinaire trafen wir die Dragoner und traten mit ihnen den Rückmarsch an. Beim Rückmarsch durch das Dorf war es mir auffallend, daß auf einmal die Straßen leer waren, wie ausgestorben, und hinter den Thüren und Fenstern ließ sich nicht eine einzige blinkende Wette für 1876.

blaue Bluse mehr sehen. Am Ende des Dorfes, vor den letzten Häusern, war die Straße durch zwei quer gestellte Wagen gesperrt, und eben als wir beschäftigt waren, das Hinderniß aus dem Wege zu räumen, knatterte hinter uns eine Salve, und ein Blick rückwärts zeigte uns, daß die letzten Häuser rechts und links der Straße mit Francireurs besetzt waren, die ein mörderisches Feuer auf uns eröffneten. Ein Dragoner lag bereits auf dem Boden unter seinem Pferde, und ein Grenadier wälzte sich in seinem Blute. Wir vier übrigen Grenadiere warfen uns hinter die Wagen und erwiderten das Feuer, auch die Dragoner waren abgeessen und thaten ihr Bestes; allein die Uebermacht war zu groß, zwanzig gegen einen, noch ein Grenadier und ein Dragoner waren verwundet, der Lieutenant hatte einen Schuß durch den Arm, da befahl er: „Grenadiere, hinter uns auf die Pferde!“ Alles sprang in die Sättel, und fort flogen die wackern Thiere mit ihrer doppelten Last. Ich war beim Uebersteigen der Wagen gestürzt, und als ich mich aufrichten wollte, betäubte mich ein Schlag auf den Kopf. Als ich wieder zu mir kam, wimmelte die Straße mit blauen Blusen. Eben hatten sie meinen sterbenden Kameraden, den Grenadier, mit Gewehrkolben und Knüppeln vollends todtgeschlagen und waren im Begriff, mir und meinem Kameraden hier, den sie unter seinem um sich schlagenden Pferde hervorgezogen hatten, den gleichen Dienst zu erweisen, als der Curé des Ortes erschien, und seiner eindringlichen Fürsprache gelang es, daß wir nicht ermordet wurden. Auf Befehl dieses Herrn hier aber wurden wir gebunden, und unter den empörendsten Mißhandlungen hierher geschleppt! Dieses, mein Herr ist es, was ich zu erzählen habe.“

Salomon hatte gegen den Schluß seiner Erzählung öfters gestockt und endlich wollte er und mußte von seiner Wache gehalten werden. „Verzeihung, mon colonel, ein vorübergehender Schwindel, der Blutverlust . . .!“

Der französische Oberst hatte der Erzählung aufmerksam zugehört; er hatte an seinem Schnurrbarte genagt, bei ihm ein Zeichen großer Aufregung, dann war er zweimal im Saale auf- und abgeschritten, und jetzt blieb er vor den Gefangenen stehen.

„Sind Sie auch ein Professor der Mathematik?“ fuhr er den Dragoner an.

„Nein, mein Herr,“ erwiderte dieser, ebenfalls in reinem Französisch, „ich bin Student. Ich studire in Heidelberg Jus!“

„Ah! also auch Kriegsfreiwilliger?“

„Zu dienen, mein Herr! Wenn wir gesiegt haben, gehe ich wieder nach Heidelberg, meine Studien fortzusetzen.“

„Hören Sie die freche Kanaille?“ knirschte der Freischützen-Kapitain.

Der Oberst nahm von diesem Zwischenruf keine Notiz und zu dem Dragoner gewendet, sagte er: „Haben Sie die Erzählung Ihres Kameraden gehört?“

„Ja, mein Herr!“

„Ist sie der Wahrheit gemäß und nichts übertrieben?“

„Sie ist der Wahrheit gemäß und nichts übertrieben.“

„Auf Ehrenwort?“

„Auf Ehrenwort!“

„Bah, das Ehrenwort eines Prussiens!“ spottete der Schlossherr, dem es bei der Erzählung des deutlichen Grenadiers für seinen tapfern Neffen doch etwas unbehaglich zu werden anfang.

„Die Gefangenen werden abgeführt,“ befahl der Oberst.

„Mon colonel, befehlen Sie, daß die Prussiens gleich . . . oder morgen früh?“ sagte der Francireur mit einem bezeichnenden Griffe an seine Büchse.



„Ich befehle,“ fuhr der Oberst fort, „daß sie sogleich . . . (das Gesicht des Frantireurs leuchtete auf), daß sie sogleich vom Chirurgen verbunden, und dann mit Speise und Trank wohl verpflegt werden, wie es tapfern Männern und Kriegsgefangenen geziemt.“

„Aber mon colonel!“ versuchte der Schloßherr einzuwenden.

„Schweigen Sie, mein Herr!“ herrschte der Oberst. „Ich habe befohlen. Herr Leutnant besorgen Sie das!“ sagte er zu dem jungen Offizier gewendet, welchem er die Depeschen diktiert hatte.

„Die Gefangenen werden gut behandelt und heute Abend noch nach Dijon gebracht, wo ich sie weiter verhören werde! Bon soir messieurs!“ Der Oberst winkte wohlwollend mit der Hand. Die Gefangenen, noch einen dankbaren Blick auf den französischen Offizier werfend, wurden abgeführt; Salomon, der sich noch nicht völlig erholt hatte, unterstüht von seinem Kameraden.

„Und nun ein Wort mit Ihnen, mein Herr.“ sagte der Oberst zu dem Kapitän der Frantireurs gewendet. „Ist Ihnen mein Befehl angekommen, daß, um den Feind irre zu führen, jeder Zusammenstoß mit ihm vermieden werden soll?“

„Oui, mon colonel.“ erwiderte der Kapitän ziemlich heimlaut, „allein die Gelegenheit war zu verführerisch, und meine Leute waren wüthend wegen der Schlappe von gestern und . . .“

„Gut“, unterbrach ihn der Oberst. „Und, sind Sie dem Feind in offenem Kampfe entgegen getreten?“

„Nein, wir haben ihn getäuscht; es war eine erlaubte Kriegslist!“

„Und es war eine Kriegslist, auf die mein Neffe stolz sein darf“, setzte der Schloßherr hinzu.

„Meinen Sie? Und wie ist's mit dem verwundeten Soldaten, der ermordet wurde?“

„Er hatte einen der Meinigen erschossen“, erwiderte der Freischütz mit trozigem Tone. „Man wird doch mit diesen Schurken, die wie Räuber in unser schönes Frankreich eingefallen sind, nicht viel Federlesens machen sollen?“

„Und nun, mein Herr, will ich Ihnen sagen, was Sie gethan haben“, fuhr der Oberst in ruhigem Tone fort, aber er nagte wieder an seinem Schnurrbart. „Sie haben gegen meinen Befehl gehandelt, und dem Feinde verathen, daß er auf bewaffneten Widerstand stoßen werde, und haben St. Apollinaire der Rache des Feindes überliefert, die er unfehlbar morgen nehmen wird! Dafür gehören Sie vor ein Kriegsgericht gestellt!“

„Aber, mein Herr! wagte der Schloßherr einzuwenden.

„Sie, mein Herr, haben hier nichts mehr zu schaffen; entfernen Sie sich“, herrschte der Oberst. Und sich zu dem vor Wuth bebenden Frantireur wendend, fuhr er fort:

„Und dieses Gesecht, wie Sie es nennen, haben Sie nicht wie Soldaten ausgefochten, sondern es war ein hinterlistiger Angriff von Banditen. Dafür haben Sie eine Kugel verdient. Und für die Ermordung eines verwundeten Feindes, und für die Mißhandlung der Gefangenen gebührt Ihnen der Galgen! Danken Sie es meiner Verachtung, daß ich Sie nicht den Tod eines Soldaten sterben lasse. Marsch, hinaus mit Ihnen!“ donnerte der Oberst, „Ihr verdientes Schicksal wird Sie auch ohne mich ereilen!“

„Meine Herren Offiziere, auf zu Pferde, in einer halben Stunde müssen wir in Dijon sein!“



V.

Auf dem Marsche.

„Alle meine Meldungen der rekognoszirenden Dragoner-Patrouillen, an das Hauptquartier, waren darin übereinstimmend, daß bis und in Dijon keine nennenswerthen feindlichen Abtheilungen ständen, auch keine fortifikatorischen Anlagen von Bedeutung vorhanden seien.“

Am 30. Oktober früh marschirten die deutschen Truppen auf der Straße gegen Dijon. Der Himmel hatte sich geklärt und zeigte, wenn auch ein französischer Himmel, seit langer Zeit den Deutschen wieder ein freundliches Gesicht. Die Stimmung der Soldaten war die heiterste, handelte es sich doch heute nur um einen ganz gefahrlosen militairischen Spaziergang, mit der angenehmen Aussicht auf den Kalbsbraten und den Rothwein in Dijon. Aus den Reihen der Kompagnien erschallte manch patriotisches Lied, und die Spasmacher, deren jede Kompagnie mindestens einen besaß, fanden heute die dankbarsten Zuhörer und Bewunderer.

Zwei Grenadiere nahmen an der allgemeinen heiteren Stimmung keinen Antheil, sie zogen schweigend und düster ihres Weges. Der Unteroffizier Theodor Maithal und der Grenadier Max Eichberg beklagten ihren Freund Salomon; sie gaben ihn verloren, da er in die Hände der Frantireurs gefallen war. Der Grenadier Josef Huber, Eichberg's Nebenmann, suchte diesen durch sein gutmüthiges harmloses Geplauder zu erheitern. Er trug den Rosenkranz bis heute treu auf der Brust, als Andenken an sein gutes altes Mütterle, denn als Amulett trauerte er ihm keine besondere Kraft zu, und ein tüchtiges Omelette hielt er jedenfalls für bedeutend kräftiger.

Eierluchen war dem Josef daheim seine Leibspeise, und „Omelette“ war das erste französische Wort, welches er gelernt. Wenn er bei einem französischen Bauern in's Quartier kam, da war sein Erstes, daß er mit seiner breiten Faust auf den Tisch schlug und das Wort „Omelette“ brüllte. Es war beinahe sein ganzes Französisch, aber es wurde verstanden.

„Na, Du,“ sagte er zu seinem Nebenmann — sie duzten einander Alle in der gleichen Kompagnie — „Na, Du, laß jezt das Kopfhängen bleiben; der Salomon ist uns Allen ein guter Kamerad, obgleich er ein Jude ist; aber das ist der Krieg, und wenn wir wegen jedem guten Kameraden, der gefallen ist, fennen wollten, so hätte die Heulerei gar kein Ende!“

Dieser wohlgemeinte und sehr vernünftige Zuspruch verfehlte übrigens die beabsichtigte Wirkung gänzlich, und war nicht im Stande, den finstern Trost aus dem Gesichte des Grenadiers Max zu verschuchen. „Aber ich will's ihnen gedenken, diesen verbaumten Blaufitteln,“ knirschte dieser zwischen den Zähnen, „und Du sollst gerächt werden, so wahr als . . .“

„Recht!“ fiel Josef ein, „wir wollen's ihnen heim-

geben, diesen verdammten Hurden. Aber den Appetit sollen sie uns deßhalb nicht verderben, und heute Abend in Dijon heißt es diesmal nicht nur Omelette glattweg, sondern Omelette avec Schinken. Sacré bleu! Dieser Kraftausdruck bildete die zweite Hälfte seiner französischen Sprachkenntniß; er hatte ihn von einem französischen Schulmeister gelernt, dem diesen Fluch die Verzweiflung ausgepreßt hatte über die unerschwinglichen Größenverhältnisse des von dem biedern Grenadier verlangten Pfannenkuchens. Diese Hergensleidertung hatte dem guten Josef sehr gefallen, und als er nun gar von Salomon, der für den gelehrtesten Grenadier im ganzen Regimente galt, hörte, daß Sacré bleu auf Deutsch eigentlich „blauer Heiligiger“ heiße, so erhob er ihn förmlich zu seinem Leib- und Lieblingschwur, und machte von ihm den ausgiebigsten Gebrauch.

„Sacré bleu!“ unterbrach er seine Trostrede, „dort kommen ja unsere Dragoner zurück gesprengt, und einer hat scheint's was abgefriegt, denn er hängt ganz miserabel im Sattel!“

Ein Zug Dragoner sprengte mit verhängten Bügeln die Straße von Dijon her. Einer der Reiter war offenbar verwundet, denn er wurde von seinen Kameraden unterstützt und im Sattel erhalten. Am Schluß des Zuges führte ein Dragoner zwei leere Pferde, deren Sattel mit Blut übergossen waren.

„Die haben Feuer bekommen und Verluste gehabt,“ sagte Unteroffizier Theodor, als die Reiter an der Kompagnie vorüberjagten.

Der Dragoneroffizier machte bei dem Hochkommandirenden seine Meldung. Sie hatten zuerst beim Parc de Montmusard Feuer bekommen und einen Mann verloren. Aus Sully-Ferme war auch auf sie geschossen worden, ein Mann getödtet, einer schwer und mehrere leicht verwundet. St. Apollinaire war ebenfalls besetzt und wurde deßhalb von der Patrouille vermiendet.

„Waren es regelmäßige Truppen oder Freischaaaren?“ fragte der General.

„In Parc de Montmusard regelmäßiges Militär, Excellenz gehorfsam zu melden. In Sully-Ferme lauter blaue Blusen, Franktireurs. In St. Apollinaire rotte Hosen mit Mobilgarden gemischt.“

„Vermuthen Sie in Dijon bedeutende Streitkräfte?“

„Dijon soll vollgeproppft sein, mit Soldaten, Excellenz. Die Eisenbahnzüge haben die ganze Nacht hindurch Militär beigeischneppt. Auch der Pöbel soll bewaffnet sein.“

„Ist gut. Ich danke Herr Leutnant!“ Der General gab seine Befehle; die Adjutanten flogen;

eine Batterie rasselte vorüber; einzelne Streifkorps trennten sich von der Haupttruppe und schlugen Seitenwege ein. Die Dragoner, die stets gefährdeten Führer der Armee, flogen voraus. Die Kompagnie, in welcher unsere Freunde sich befanden, marschirte auf einer Seitenstraße, längs dem Rande eines Waldes hin.

„Kinder,“ sagte der Hauptmann, „mit unsern militärischen Spaziergange ist es heute nichts. Wir bekommen einen heißen Tag.“

„Mir recht, Herr Hauptmann,“ erwiderte Unteroffizier Theodor; „ich habe mit den Blauhütteln Abrechnung zu halten.“

„Sacré bleu!“ rief der Grenadier Josef Huber und schüttelte seine riesige Faust, „ich freue mich mordsmäßig mit den Kerls einmal wieder tüchtig zu raufen. Heute will ich mir meine Omelette verdienen!“

„Mag,“ fuhr Huber in seinem Geplauder fort, „ich habe heute Nacht von meiner Mutter geträumt. Hat das was zu bedeuten?“

„Nun, was hast Du denn geträumt?“

„Nämlich, meine Mutter hat eine Mühle. Warum? Weil mein Vater ein Müller war. Sie betreibt sie aber nicht selber, sondern meines Vaters Bruder, aber sie wohnt darin, meine Mutter. Nun hat mir geträumt, meine Mutter sähe vor der Thüre auf der Bank, und der Müller . . .“

Hier unterbrach der Grenadier seine Erzählung und that einen Ausruf des Erstannens, der mit einem sacré bleu endigte.

Die Spitze der Kompagnie war um eine Waldecke gebogen, und befand sich plötzlich, kaum hundert Schritte von einer Mühle entfernt, die rechts von der Straße in eine Schlucht

gebaut war, aus der ein Bergwasser in die Räder stürzte, die lustig klapperten. Es war ein nettes freundliches Haus mit grünen Läden und blinkenden Fenstern, auf dem Dach eine Windfahne mit glänzendem Messingknopfe. Ein Bild des Friedens, das wohl that inmitten des Kriegslärms umher.

„Sacré bleu!“ rief Josef noch einmal und deutete nach der Mühle.

„Nun, was hast Du denn?“ fragte Theodor.

„Donnerwetter, bin ich denn verhext? Das ist ja — sacré bleu! — Das ist ja die Mühle meiner Mutter! Gerade so liegt sie in der Schlucht, gerade so hat sie grüne Läden und gerade so eine Windfahne. Ich meine jetzt gerade, mein Mutterle mühte zum Fenster heraus mir winkeln. Siehst Du, Mag, das hat mein Traum zu bedeuten, das war ein guter Traum und ich — — Jesus Maria!“



„Eine Kugel“, stöhnte dieser, „dort die Mühle.“

Der Grenadier ließ sein Gewehr fallen, griff mit beiden Händen in die Luft und sank in die Knie.

Aus einem Fenster des zweiten Stockwerkes der Mühle schwebte ein weißes Wölkchen; den Schall eines Schusses hatte man nicht gehört.

„Josef, was hast Du?“ rief Theodor erschrocken und beugte sich zu dem Gefallenen nieder.

„Eine Kugel!“ stöhnte dieser, „dort die Mühle. O mein Mutterle! Da“ und mit krampfhaft zitternder Hand riß er die Uniform auf und zog einen Rosenkranz hervor, „da bring's ihr, und — meinen — Gruß!“

Jetzt frachte eine ganze Salve aus den Fenstern der Mühle, aber die Kugeln flogen unschädlich über die Köpfe der Grenadiere.

„Zurück, zur Deckung in den Straßengraben!“ schrie der Hauptmann. „Unteroffizier Matthal, nehmen Sie zwanzig Mann! Rübrennen und — fort mit den Hunden!“

Während aus dem Straßengraben ein wohlgenährtes Feuer gegen die Mühle unterhalten wurde, so daß die Fenster bald von den Blaukitteln gesäubert waren, kletterten die befohlenen Grenadiere wie die Katzen die Schlucht hinauf und drangen in die Mühle ein. Jetzt schwieg das Feuer aus dem Straßengraben, oben in der Mühle aber erhob sich ein furchtbares Getöse: Schüsse knallten, Geschrei und Flüche drangen durch die geöffneten Fenster, man hörte den Lärm zerschmetterter Thüren, Gestalten huschten an den Fenstern hin und her, in der Mühle hatte sich ein heftiger Kampf entsponnen. Kaum nach zehn Minuten wurde es still. Hinter der Mühle sah man einen Trupp Blaukittel eiligst zwischen den Rebenn hinaufklettern und dem nahen Walde zulaufen. Man unterschied deutlich einen hochgewachsenen Mann mit einem Federbusche auf dem Hute; er schien der Anführer zu sein. Eine Salve von der Straße aus wurde ihnen nachgeschickt; man sah zwei Blusen taumeln, sie wurden von ihren Kameraden dem rettenden Walde zugehleppt.

Jetzt stürzte aus der vordern Thüre ein Mann hervor, bekleidet mit einem hellen Kittel; er trug ein Gewehr in der Faust. Er warf einen Blick nach der Straße hinunter, einen zweiten nach den Fenstern empor, dann räumte er seitwärts dem Walde zu. Aus dem einen Fenster ein Blick und ein Knall, und der Mann machte einen Sprung und fiel auf das Gesicht.

Aus den Fenstern wurden die Leichen mehrerer Franc-tireurs geworfen.

Unten in dem Hofe sammelten sich jetzt die Grenadiere. Der Hauptmann musterte sie mit einem Blick und athmete erleichtert auf; seinem scharfen Auge war es nicht entgangen, daß von seinen Leuten kein Mann fehlte. Unteroffizier Matthal kletterte mit seinen Leuten die Schlucht herunter und machte seine Meldung: „Sechs Franc-tireurs und der Müller im Kampfe getödtet; drei Grenadiere ganz leicht verwundet.“

„Keine Gefangenen?“

„Nein, Herr Hauptmann,“ erwiderte der Unteroffizier und ein Schatten flog über sein Gesicht. „Der Anführer, der Schurke ist leider entkommen!“

„Angezündet?“

Statt der Antwort deutete der Unteroffizier mit der Hand nach der Mühle. Rauch quoll aus den Fenstern und zwischendurch schossen Feuerzungen hervor.

Unter einer Eiche lag die Leiche des Josef Huber. Er hatte zum letzten Male von seinem „Mutterle!“ geträumt; jetzt schlief er einen traumlosen Schlaf. Sein Grab war nebenan gegraben, seine Kameraden senten ihn ein und pflanzten auf den Grabhügel ein kunstlos aus Baumästen zusammengebundenes Kreuz. Man's einer ballte die Faust und biß die Zähne zusammen, und die Blaukittel haben's erfahren, was in dieser Minute ihnen geschworen wurde.

Theodor und Nag standen Arm in Arm vor dem Grabe.

„Ich will's seinem „Mutterle“ bringen,“ sagte Theodor; er nahm aus seinem Brodbeutel den Rosenkranz und barg ihn sorgsam auf der Brust.

„An die Gewehre!“ scholl das Kommando.

Die Kompagnie marschirte ab. Am Eingang zur Schlucht lag die Leiche des Müllers. Ein Weib hatte sich über den Leichnam geworfen. Als die Soldaten vorüberzogen, richtete sie sich auf und strich die schwarzen Haare aus dem Gesicht, und stierte mit glühenden Augen den Grenadiere nach. Die Mühle stand in vollem Brande und eben stürzte der Dachstuhl ein. „C'est la guerre!“ sagt der Franzose.

„Das ist der Krieg, oder er ist furchtbar,“ sagte Theodor und wendete sich ab von dem erschütternden Schauplatze.

Inzwischen tobte ein ernstlicher Kampf um Sally-Ferme und St. Apollinaire.

Der Pachtthof Sally-Ferme, mit Mauern umgeben, war ausschließlich durch Bänden von Franc-tireurs besetzt, und ein Trupp flüchtiger Blaukittel, unter Kommando eines phantastisch ausgeputzten jungen Mannes hatte sich noch außerdem in den Pachtthof geworfen. Dem Sturme einer deutschen Kompagnie konnten diese Bänden nicht widerstehen. Sie hatten in einem Tapferkeitsanfall sich bis vor die Mauern herausgewagt, aber der Wille war besser als die That; sie schossen herzlich schlecht und das Schnellfeuer der Deutschen schenkte sie hinter die Mauern zurück. Ein Dutzend wirklich tapferer Männer deckte den Rückzug und ermöglichte, daß die Blaukittel ihre Verwundeten und Todten mit sich schleppen konnten. Es waren martialische Gestalten, diese Männer; in dunkle Blusen gekleidet, breitkrämpige Hüte auf dem Kopfe, und vorzügliche Magazingewehre in der Faust, hielten sie Stand, bis die Grenadiere ihnen auf 50 Schritte nahe gekommen und zwei Mann von ihnen gefallen waren. Dann aber und als die Grenadiere mit gefälltem Bajonette und mit Hurrah! vorwärts stürmten, flohen auch sie hinter die Mauern zurück, und wurden von hier aus in die allgemeine Flucht der Franc-tireurs mit fortgerissen, die in wildem Rennen den nahen Wald zu gewinnen und hier Schutz zu finden suchten. Aber nur einem kleinen Theile gelang es, den Wald zu erreichen; wie ein Wetter brausten die Dragoner hinter ihnen drein und schnitten ihnen den Weg zum Walde ab, und in das Thal hinunter schallten die Schüsse und der Lärm und das Geschrei des Knäuels von Menschen, die da oben am Waldbrande sich in Wuth und Verzweiflung schlugen.

Schwieriger wie die Säuberung des Pachtthofes, war die Erstürmung von St. Apollinaire, das amphitheatralisch am Bergabhange aufgebaut und mit einer festen „Steinliffere“, wie man in der „deutschen“ Kriegssprache sagt, umgeben ist. Zudem hatten die Franzosen die Zugänge zum Dorfe mit großen Haufen von Stroh und Getreide verstopft, und die Vertheidiger waren keine Franc-tireurs, sondern wirkliche Rothhosen und Mobilgardes.

Als aber eine deutsche Batterie ihre feurigen Gräße hinein sandte, und mehrere aufstammende Häuser den Empfang der deutschen Gräße mit Feuerzungen bestätigten, da konnten die Franzosen, trotz tapferer Gegenwehr, dem Angriffe des deutschen Bataillons nicht widerstehen, und unter Trommelwirbel und mit kräftigem Hurrah wurde das Dorf genommen. Der Feind floh in ungeordneten Haufen und warf sich hinter die Mauern des Parc de Montmusard.

Als unsere Kompagnie in das Dorf einrückte, war die Arbeit bereits gethan; das Abenteuer bei der Mühle war die Ursache, daß unsere Freunde an dieser Ehrenthat sich nicht mehr betheiligen konnten.

Der Marktplatz des Dorfes bot ein kriegerisches Schauspiel. Die Gemeine waren in Pyramiden zusammengestellt, und die ermüdeten Soldaten lagen meist auf dem Pflaster. Ein Haus am Marktplatze stand in vollen Flammen; deutsche Soldaten waren beschäftigt, das Haus zusammen zu reißen und den Brand auf seinen Heerd zu beschränken. Andere schleppten von den brennenden Balken bei, und türmten auf dem Platze große Feuer auf, an denen die Soldaten sich wärmten, oder ihre Kochgeschirre beistellten, um mit den aus den Häusern beigeäscherten Lebensmitteln sich ein Mittagmahl zu bereiten.

An dem einen Ende des Marktes war ein Verbandplatz errichtet, und zahlreiche Verwundete, Freund und Feind, lagten unter den unbarmherzig wohlthätigen Händen der Aerzte. In der Ecke des Platzes war ein Haufen gefangener Franzosen zusammengedrängt, bewacht von einigen Grenadiere. An ihren Akseklappen konnte man erkennen, daß es Leute des 71. Linienregiments und des 6. Jägerbataillons waren, unter ihnen mehrere Offiziere. Die Leute schauten finster drein, und von den Errißungen die ihnen gereicht wurden, wurde nur Weniges genossen.

An den meisten Häusern ringsum waren Thüren und Fenster eingeschlagen, an andern waren die Läden fest geschlossen, und nichts Lebendes ließ sich an den Fenstern blicken.

In der Mitte des Marktplatzes hielt hoch zu Ross der Major des Bataillons, umgeben von seinem Stabe. Eine stattliche ritterliche Gestalt, mit edlem wohlwollendem Gesicht, das aber in diesem Augenblick mit strengem Ausdruck niederblickte auf einen Mann, der in demüthiger Haltung vor ihm stand. Das war der Maire des Ortes, angehan mit der Schärpe, dem Zeichen seiner Würde, und beglückt von mehreren Vätern der Gemeinde.

„Wie kommt es, Herr Maire,“ sagte der Offizier, „daß so viele Häuser des Dorfes beschädigt sind, Thüren und Fenster eingeschlagen? Von meinen Soldaten ist dies nicht gesehen? Antwort!“

„Ah, mon Général!“ sagte der Maire

„Major!“ berichtigte der Offizier.

„Monsieur, le colonel“

„Major!“ donnerte der Offizier. „Will mich der Kerl mit Gewalt befördern!“

Der arme Maire schnappte zusammen wie ein Taschmesser. „Herr Major,“ flortete er, „die Francireurs! Die Gallunken haben gehaust wie in Feindesland!“

„Kennen Sie den Anführer der Bande?“

„Oh oui! Monsieur Boussonier, der Nefse aus dem Parc de Montmusard. Oh, der war der Schlimmste von Allen, un diable!“

„Gestern wurden in diesem Dorf mehrere meiner Leute verwundet, einer ermordet und zwei blieben gefangen zurück. Was wisset Ihr davon?“

„Oh, mon Dieu, Herr Major!“ jammerte der Maire und schlug die Hände zusammen. Die francireurs, seulement die francireurs! Wir sind unschuldig, Herr General, Major wollt ich sagen!“

„Wo ist der Leichnam des Grenadiers, und was ist aus den Gefangenen geworden?“ herrschte der Offizier mit gerunzelter Stirne.

„Je ne sais pas, ich weiß es nicht, so wahr ein Gott im Himmel lebt!“

„Was, Ihr, der Beamte der Gemeinde, wisset es nicht?“

„Non monsieur!“ — behauptete der geängstigte Beamte, „ich weiß gar nichts; ich bin seit zwei Tagen in dem Keller der Mairie gesteckt, hinter der Sauerkrautstände, und erst vor einer Stunde haben sie mich entdeckt.“

Die Umgebung des Majors konnte kaum ein Lachen unterdrücken. „Es ist so, Herr Major,“ meldete ein junger Dragoner-Leutnant, der den linken Arm in der Binde

trug — wir kennen ihn vom Parc de Montmusard her — „es ist so, der Mann sagt die Wahrheit; zwei Grenadiere, die nach Lebensmitteln suchten, haben ihn hinter der Sauerkrautstände herbezogen, und ihn sammt dem Sauerkraut an die Luft befördert.“

Auch über die Flüge des Majors flog ein Lächeln, ein Wetterleuchten; doch gleich grollte der Donner wieder.

„Mir einerlei, Herr Maire! Das beweist nichts, als daß Sie ein Hasenfuß sind. Sie bleiben verantwortlich! Wenn ich in fünf Minuten nicht erfahre, was aus den Gefangenen geworden ist, und wo Ihr den gewordeten Dragoner eingescharrt habt, so lasse ich das Nest an allen vier Ecken anzünden, und Sie, Herr Maire, liefere ich an das Hauptquartier ab, zur Aburtheilung.“

„Mon Dieu,“ seufzte der unglückliche Bürgermeister und sank in die Knie. „Gnade, Barmherzigkeit!“

Da drängte sich durch die Bauern eine hohe ehrwürdige Gestalt, ein alter Mann mit weißen Haaren in der Tracht eines Geistlichen. Er grüßte einfach und würdig, der Offizier erwiderte den Gruß, indem er die Hand an den Helmschirm legte.

„Mein Herr Offizier,“ sagte der Geistliche, „ich bin der Curé dieses Ortes. Meine Gemeinde ist unschuldig an dem Frevel, der allein den Räuberhorden, die den Namen Francireurs schänden, zur Last fällt. Ich war Zeuge des Vorfalles. Leider kam ich zu spät, um das Leben des verwundeten Dragoners zu retten, der auf Befehl eines Schurken ermordet wurde. Aber ich kam noch zur rechten Zeit, um das Leben zweier anderer Gefangenen zu retten. Sie wurden abgeführt und ich weiß, daß sie heute in Dijon in Sicherheit sind. Ich kenne die Stelle, wo sie den Ermordeten eingescharrt haben. Ohne das Gesecht heute würde ich den Unglücklichen bereits christlich haben begraben lassen. Wenn Sie wünschen, so führe ich Sie.“

„Führen Sie mich! Herr Hauptmann Adrian,“ wandte sich der Major an den Hauptmann unserer Compagnie, der, nachdem er Rapport erstattet hatte, in der Kasse seines Vorgesetzten stehen geblieben war. „Herr Hauptmann, beordern Sie einige Leute mit Schaufeln und einer Tragbahre, und fünf Mann mit geladenen Gewehren.“

„Zu Befehl Herr Major!“

Die kleine so ausgerüstete Truppe marschirte an das Ende des Dorfes. Der Geistliche ging neben dem Pferde des Majors, der sich mit ihm achtungsvoll unterhielt.

„Dort unter jenem Nußbaum haben sie ihn eingescharrt,“ sagte der Geistliche, auf eine Stelle deutend, wo die Erde frisch ausgeworfen war.

„Ausgraben!“ befahl der Major.

Das war bald geschehen, sie hatten ihn nicht tief eingescharrt. Als die Grenadiere den Leichnam aus dem Grabe gehoben und auf die Bahre gelegt hatten, erscholl ein Schrei des Entsetzens und der Wuth beim Anblick dieses verstümmelten und zerfetzten menschlichen Körpers. Der Major wurde bleich und klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne.

Auf der Straße her nahte in scharfem Trab eine Schaar Dragoner. Zwischen je zwei Dragonerpferden mußte ein gefangener Francireur einen unfreiwilligen Schnelllauf machen.

An der Unglücksstelle angekommen, machte der Trupp Halt und der Reiteroffizier meldete: „Zwanzig gefangene Francireurs aus dem Gesecht bei Sally-Ferme!“

Zwischen zweien der vordersten Pferde stand leuchtend, athemlos, unter alter Bekannter, der Francireur-Kapitän Boussonier. Aber der stolze Kapitän befand sich in einer traurigen Verfassung. Sein stattlicher Federhut lag oben in den Reben, sein schwarzes Haar hing ihm wild in das vom starken Laufe geröthete Gesicht, seine schmucke Unt-

form war beschmutzt von Roth und Blut, und hing nur noch in Fetzen um ihn, und die Hände waren ihm auf den Rücken geschnürt.

„Mein Herr!“ rief er, als er wieder zu Athem gekommen war, „schützen Sie mich vor dieser schmachvollen Behandlung. Einen französischen Offizier bindet man nicht. Ich appellire an Ihre soldatische Ehre!“

„Warum ist der Mann gebunden?“ fragte der Major. „Dem Herrn Major gehorsamst zu melden,“ erwiderte der Reiteroffizier, „der da ist kein Offizier, kein Soldat, er ist ein Mörder und Bandit; dort oben am Waldrande hat er von unsern Verwundeten niedermetzeln lassen.“

„Herr Major,“ meldete Hauptmann Adrian, „das ist derselbe Bursche, der den verrätherischen Hinterhalt in der Mühle kommandirte.“

„Das ist ja der Schurke, der unser Dorf plündern ließ,“ rief der Maire, der wieder ganz muthig geworden war, seitdem die Gefahr von seinem Haupte abgewendet war.

Der junge Dragonerleutnant, mit dem Arm in der Schlinge, gab seinem Pferde die Sporen, daß es mit einem Satz neben dem Gefangenen stand, und auf diesen deutend, rief er: „Herr Major, das ist die Canaille, die gestern diesen Mann ermorden ließ! Hier Schurke, schau Dein Werk!“ und mit dem bespornten Stiefel gab er dem Gefangenen einen Stoß, daß er vorwärts taumelte bis vor die Leiche des ermordeten Grenadiers. Beim Anblick der Leiche überzog eine faule Blässe sein Gesicht, und er kniete in die Knie zusammen.

Der Major warf einen fragenden Blick nach dem Geistlichen: „Bouffonier?“

„Bouffonier,“ antwortete dieser mit bebender Stimme und ließ das Haupt sinken.

Der Gefangene hatte sich aufgerichtet und schaute, sein Schicksal ahnend, geisterbleich in der Runde umher; doch überall traf er nur auf feindliche Blicke. Jetzt erkannte er den Geistlichen: „Oh, monsieur le Curé, würdiger Vater, retten Sie mich! Sie wissen ja, ich bin Bouffonier, der Neffe des reichen Bouffonier! Hülf, retten Sie mich!“

Doch der Geistliche wendete stumm sein Haupt.

„Herr Pfarrer,“ sagte der Major mit ruhiger Stimme, „Sie sind ein Ehrenmann, Ihnen vertraue ich den Leichnam unferes ermordeten Kameraden an; geben Sie ihm ein christliches Begräbniß. Wir marschiren in einer Viertelstunde ab. Jenem Burschen, dort mögen Sie noch die letzten Tröstungen der christlichen Religion theilhaftig werden lassen, er bedarf ihrer; in fünf Minuten wird er erschossen. Die übrigen Gefangenen zum Gefangenen-Depot! Unteroffizier Maithal, Sie kommandiren die Exekution!“

„Zu Befehl,“ sagte dieser erbleichend.

Diese Befehle waren in französischer Sprache gegeben worden, in ruhigem Tone, aber auf dem ganzen Platze bemerkbar, der sich nach und nach mit Hunderten von Soldaten gefüllt hatte, die das Schauspiel herausgelockt.

Der Franktireur-Kapitän heulte auf in Verzweiflung und ohnmächtiger Wuth.

„Meine Herren! Zurück zum Sammelplatze!“ befahl der Major, ohne den Glenden noch eines Wides zu würdigen.

Die kleine Truppe hatte eben den Marktplatz erreicht, da hörte man aus der Ferne eine kleine kurze Salve knattern, der ein hundertfaches Hurrah folgte.

Auf dem Marktplatze wirbelten die Trommeln und schmetterten die Trompeten zur Sammlung. Eine Viertelstunde später waren die Deutschen abmarschirt.



VI.

Dijon.

ei dem Abmarsch aus St. Apollinaire wurden die Freunde getrennt. Max und Gottfried Zimmermann waren einer Patrouille zugetheilt und Theodor war allein bei der Kompagnie zurückgeblieben, welche die Nachhut zu bilden und als solche direkt auf Dijon zu marschiren hatte.

Der Befehl, bei der Exekution des Francitieurs zu kommandiren, und die Ausführung dieses Befehles, zu der der unerbittliche Gehorsam ihn zwang, hatte ihn tief erschüttert. Er konnte das Bild des an den Aufbaum festgebundenen, in seinen Banden wüthenden, jungen Mannes nicht los werden, und immer sah er die stieren glühenden Augen auf sich gerichtet und hörte den Verzweiflungsschrei, als er Feuer kommandirte.

Dann der Tod des braven Joseph Huber, die Geschehen in der Mühle, das ungewisse Schicksal seines Freundes Salomon, und die Trennung von Max, vielleicht auf Nimmerwiedersehen — es war eine recht trübe, fast verzweifelte Stimmung über ihn gekommen, und er sehnte sich nach Kampf und Aufregung, um vergessen zu können.

Seine Sehnsucht sollte bald erfüllt werden. Ueberall auf ihrem Marsche traf die Compagnie auf Spuren stattgefundener Kämpfe; eine Viertelstunde nach dem Abmarsche auf eine starke verlassene Barricade, hinter welcher mehrere todte Franzosen lagen. Aus der Ferne und von Rebhügeln herab vernahm man noch das Knattern von Kleingewehrfeuer, es wurde also vor und neben ihnen noch gekämpft. Da und dort trafen sie auf Leichen und Verwundete. Ein Trupp gefangener Franzosen unter Bedeckung kamen ihnen entgegen.

„Woher, Herr Kamerad?“ rief der Hauptmann dem die Bedeckung kommandirenden Leutnant zu.

„Gefangene aus Parc de Montmusard, Herr Hauptmann,“ erwiderte dieser.

Montmusard war also auch bereits genommen. Als sie in die Nähe der Parkmauer kamen, war das Feld bedeckt mit rothen Hosen. Es mußte ein heftiger Kampf stattgefunden haben. Auf der Mauer spazierte eine deutsche Schildwache auf und ab. Man schritt über Todte und Verwundete, auch deutsche Helme waren dabei. Die Krankenträger hielten bereits Ansehe.

Ein auf den Tod verwundeter Franzose stützte sich mühsam auf den einen Arm und rief den Gottfried Zimmermann bei Namen. Erstaunt blickte dieser zu dem Franzosen nieder: „Was, Du bist's, Seppel?“

„Hier,“ stöhnte der Verwundete, „bring' meine Wf und mein Geld meinen Eltern!“

„Ich bring' es ihnen, Seppel, armer Kerl, da, nimm einen Schlud.“

Gottfried setzte dem Franzosen die Feldflasche an den Mund und dieser trank mit gierigen Zügen, dann fiel er erschöpft zurück.

Der „Seppel“ war ein geborener Straßburger und Gottfried war bei seinem Vater in Arbeit gestanden.

Die Kompagnie hatte einen Hügel erstiegen, und zu ihren Füßen im Thale lag Dijon, die stolze Hauptstadt Burgunds mit ihren uralten spitzen Thürmen und den hohen wunderlich geformten Giebeln. Doch den Soldaten blieb nicht lange Zeit sich die Stadt zu betrachten, von welcher sie am Morgen noch glaubten, sie könnten so recht gemüthlich einmarschiren, denn ein Schauer von Chassepotkugeln flog über ihre Köpfe. Der Schützenzug, und mit ihm Theodor, schwärmte links der Straße aus dem Felde aus, während die beiden andern Flüge als „Soutiens“ etwas zurückblieben. „Soutiens“ ist ein deutsches Wort und heißt beim französischen Militair wahrscheinlich „Anierstützung“ oder „Hilfskorps“.

Der Kugelgruß kam von einer starken Schaar Rothhosen, welche die Stadt verlassen hatten, und nun, stets feuernd, unsern Grenadiern entgegen rannten. Die Franzosen schossen, wie gewöhnlich schlecht, ihre Kugeln flogen viel zu hoch und machten keinen Schaden. Die Grenadiere hatten noch keinen Schuß abgegeben, die Entfernung war viel zu groß.

„Nur ruhig und kalt“, ermahnte der Leutnant, welcher den Schützenzug führte, „laßt sie nur kommen“.

Jetzt, nur noch 400 Schritt Entfernung — Trompetensignal — Schnellfeuer! Die Wirkung war furchtbar. Die Franzosen sturzen. Salve auf Salve schmetterte in ihre Glieder. Sie retirirten und liefen rascher als sie gekommen, der Stadt zu. Die Schützen folgten auf dem Fuße, sie stolperten über Verwundete und Leichen, ohne einen Mann verloren zu haben. Doch jetzt hatten die Franzosen sich hinter die Mauern geworfen, welche die Gärten von der Stadt umzäunten, und aus vollständiger Deckung überschütteten sie die Kompagnie mit besser gezielten Schüssen. Die Signale bliesen zum Sturm, und mit größtem Bajonett rannten die Grenadiere über das freie, von Regen aufgeweichte, Feld gegen einen unsichtbaren Feind. Mancher der Tapfern stürzte; hundert Schritt vor der Mauer fiel auch der Leutnant. „Sergeant Malhuber, übernehmen Sie den Zug, ich habe eine im Wein!“

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“
Jetzt waren sie an den Gärten; Unteroffizier Maithal war einer der Ersten, der die Mauer übersprang; einem Franzosen, der eben auf den Sergeant Malhuber auf zehn Schritt Entfernung anlegte, schmetterte er mit dem Kolben nieder. „Me cil“ sagte der Sergeant, indem er ebenfalls über die Mauer sprang. Zu großen Dankbezeugungen war keine Zeit. Die Franzosen flohen der Stadt zu, denn auch in ihrem Rücken knatterten Schüsse und erscholl wüthes Geschrei. Die Deutschen waren auch auf andern Seiten in die Stadt gedrungen. Nun wälzte sich der Kampf von Garten zu Garten, von Barrikade zu Barrikade, von Haus zu Haus dem Innern der Stadt zu. Die Sturmglocken läuten, die Salven krachen, die Kugeln pfeifen und klatschen an die Häuser, der fanatisirte bewaffnete Pöbel brüllt! Straßenkampf!

Theodor hielt in seinem Sturmloch inne, wischte sich die Stirne und hielt Umschau. Er befand sich auf dem Place St. Pierre. Er hatte nur eine Sektion bei sich, und war von seinem Zuge und von seiner Kompagnie getrennt, die andere Straßen eingeschlagen hatten. Aus allen Fenstern flogen die Kugeln auf sie zu, zwei von seinen Leuten fielen. „Mir nach, deckt Euch!“ schrie er und sprang unter einen großen offenen Thorweg. Die Treppen hinauf und die Thüren mit den Kolben eingeschlagen. Die überraschten Franzosen setzten sich zur Wehre; von Zimmer zu Zimmer, von Saal zu Saal tobte der Einzelkampf; kein Schuß fiel mehr, es wurde nur mit

Bajonett, mit Säbel und Beil gearbeitet. Die Franzosen waren still geworden. Jetzt an die Fenster, und mit wohlgezieltem Schnellfeuer wurden die gegenüberliegenden Fenster gesäubert. Ein Grenadier war gefallen, mehrere leicht verwundet. „Dort ist ein Zug der Unsrigen“, rief Theodor, „auf, schließen wir uns an!“

Mit Hurrah wurden die Kameraden empfangen, und die vereinigte Truppe stürmte eine Straße hinab, einen Haufen Franzosen vor sich her jagend, die mehrere Gefangene mit sich schleppten.

„Salomon!“ schrie Theodor. Er hatte unter den Gefangenen Salomon erkannt. Von der andern Seite der Straße stürmten ebenfalls Deutsche heran. „Hurrah, wir haben sie!“ Da warfen sich die Franzosen in ein Seitengäßchen, und als die Grenadiere zur Stelle kamen, war der Feind in dem Gewirr von Gassen und Gäßchen spurlos verschwunden.

„Verloren!“ seufzte Theodor. „Und was mag aus Max geworden sein?“

„Vor einer halben Stunde habe ich ihn noch gesehen“, sagte Sergeant Malhuber. „Der Teufel mag Fühlung halten in dieser Straßenschweineerei. Er trieb zwei gefangene Franzosen mit dem Bajonett vor sich her. Die Kerls sangen vorn die Marschlied und er hinten „Lieb Vaterland magst ruhig sein“, und so lieferte er sie in aller Gemüthlichkeit beim Depot ab.“

In der Straße und auf dem Platze war es ruhiger geworden, nur noch einzelne Schüsse knatterten, und nun gings an's Absuchen der Häuser. In vielen Häusern wurden versteckte Franzosen gefunden, und es war schon ein ziemliches Häuflein zusammengetrieben, als Theodor die untere Stube eines Hauses betrat, in der sich Niemand befand als ein alter Mann.

„Keine Franzosen hier?“
„Nein, mein Herr!“

Theodor öffnete die Thür der nächsten Kammer, und entdeckte unter einer Bettstatt zwei Beine, die in rothen Hosen steckten. „Allons, mein Bursche, hervor!“

Ein junger Mann in der Uniform der Mobilgarde kroch aus dem Versteck.

„D, mein Herr“, rief der Alte und erhob die Hände, „er ist mein Enkel, haben Sie Erbarmen!“

„Bah, es geschieht ihm nichts. Wir sind keine Mörder wie Eure Franc tireurs. Er ist Kriegsgefangener, Marsch hinaus zu den Andern, Du findest Kameraden!“

Auf dem Tische stand eine Flasche Wein und ein Glas, und dem Unteroffizier klebte die Zunge am Gaumen. „Na, Alter, laßt den Kopf nicht hängen“, sagte er gutmüthig. „Ihr werdet Euerm Enkel wieder haben. Und nun gebt mir ein Glas von Euerm Weine dort, meine Kehle ist trocken wie ein Reibeisen.“

Der Alte schenkte mit zitternder Hand ein Glas Wein ein und Maithal stürzte es hinunter.

„Danke, Alter, und nun vorwärts mein Junge!“

Doch Theodor hatte kaum den Rücken gewendet, so griff der Alte hinter den Ofen, riß eine Büchse hervor und schlug auf den Ahnungslosen an. Ein Blik, ein Knall, — aber nicht von dem Ofen her, sondern aus der geöffneten Stubenthüre, und der alte Mann sank, durch den Kopf geschossen, zu Boden.

„Das war zur rechten Zeit“, sagte Sergeant Malhuber, der unter die Thüre trat und eine neue Patrone in seinen Hinterlader schob. „Ich suchte Sie, Herr Kamerad, es wird zum Rückzuge geblasen.“

„Merci!“ sagte diesmal Theodor und drückte dem Kameraden die Hand.

Es war inzwischen dunkel geworden und die Hornisten bliesen in allen Straßen zum Rückzuge, und die in allen

VI.
111
aus St. P.
andere gemein
Zimmerman
jüngste
nicht bei den
Kugeln auf
als in
ich habe, die
Schiff
in Mag, nicht
recht trüb
kommen, er
am vergess
werden. In
de nach den
s, hinter
s der Jere
nach bei
o vor und
stehen in
agener
ist der
Reutnant
entwischen
verreits
schwarze
Es wurde
auf der
ach. Man
aufste
die Wä
e Pr
ist den
süße
dort,
A. am
ten die
erger



Waffen zerstreuten Soldaten sammelten sich und marschirten in geordneten Kolonnen ab, wenig mehr belästigt von den eingeschüchterten Franzosen. Mehrere Häuser der Vorstadt waren in Brand gerathen, Feuerkugeln stiegen zum Nachthimmel empor und leuchteten den todtmüden Kriegern zur Rückkehr. Brandgranaten zogen feurige Linien durch die Luft und schlugen in die Stadt ein. „Donnerweiter,“ sagte Sergeant Malhuber, „mit den feurigen Dingen da hätten unsere noch ein wenig warten können, bis wir draußen sind.“

Um sechs Uhr stand das Regiment gesammelt bei Bondronde. Theodor irrte durch die Reihen, seine Freunde zu suchen. Auf dem Verbandplaz waren sie nicht, Gottfried Zimmermann, der sich einen Fleischschuß durch den Schenkel verbinden ließ, hatte keinen gesehen.

„He, Raithal!“ rief der Freiwillige Flemming.

„Was, Flemming, bist Du es? Wie bist Du losgekommen?“

„Ha, unsere Grenadiere haben die ganze Paskete gefangen genommen und uns natürlich mit. Salomon sucht Dich überall.“

„Salomon? Gelobt sei Gott! Hast Du Max Eichberg nicht gesehen?“

„Nein. Nun Gott befohlen, ich will mir meinen Schädel verbinden lassen.“



Hand in Hand standen sie auf der Höhe.

Noch eine Viertelstunde suchte Theodor vergebens, dann rammte er eine kleine Anhöhe hinauf und ließ einen gelenden Pfiff durch die Nacht ertönen. Es war der uns schon bekannte Familienpfiff. Von zwei entgegengesetzten Seiten antwortete der gleiche Pfiff, und fünf Minuten später lagen die drei Freunde sich in den Armen.

Hand in Hand standen sie auf der Höhe und blickten auf die Wachfeuer zu ihren Füßen.

„Wenn uns heute Großmütterchen sehen könnte,“ sagte Salomon.

„Ihr dreiblättriges Kleeblatt,“ sagte Theodor.

„Der Protestant, der Katholik und der Jude auf einem Spiel!“ rief fröhlich Max.

„Hurrah Germania!“

Dieser Jubelruf der drei Freunde drang bis zum Lager der Truppen, und ein tausendstimmiges Hurrah Germania donnerte durch die Nacht.

In der gleichen Nacht noch räumten die Franzosen die Stadt, und am andern Mittag zog das Grenadierregiment mit klingendem Spiel als Sieger ein.

Weltbegebenheiten.



Das „Kleeblatt“ hat im Kalender so großen Raum eingenommen, daß für die „Weltbegebenheiten“ nicht mehr viel übrig bleibt, weshalb die Weltmächte, mit denen der Hintende stets diplomatische Beziehungen unterhält, so rücksichtslos waren, Sorge zu tragen, daß

in der Welt nicht mehr vorgekommen ist, als in den Kalender geht, also gerade noch 6 1/2 Seiten.

Zuerst kommen natürlich Wir, d. h.

Deutschland.

Im Reichstage hat vor Allem das Civilehegesetz das Licht der Welt erblickt. Es ist eigentlich absonderlich auf die Bayern gemünzt, denn in Laß und Berlin hat man's schon, und ein rechtschaffenes Brautpaar weiß dort gar nicht mehr anders als: „erst der Bürgermeister und dann der Pfarrer“, und sind sehr zufrieden damit; denn doppelt genährt hält besser, in Laß und in Berlin. In Bayern aber sagen die Pfarrer: „unsere einfache Naht hält so gut, wie eure doppelte, und zudem nähern wir mit geweihtem Faden, und wir verstehen das Einfädeln besser.“ Mit der bayrischen Kammer wäre das Gesetz nie zu Stande gekommen, darum hat sich jetzt das Reich in's Mittel gelegt, und vom 1. Januar 1876 an werden in ganz Deutschland die Pärchen durch den Bürgermeister getraut:

„Im Namen des Gesetzes,
So jetzt het's es!“

und der Pfarrer kann noch den kirchlichen Segen dazu geben. Der Bürgermeister ist ein Muß, der Pfarrer aber nur ein Wermil; aber die meisten wollen, wie es auch nach alter Sitte recht und gut ist. — Das Gesetz über den

Landsturm

ist manchem alten Philister in die Knochen gefahren, und mancher hat gemeint, jetzt muß er unverweilt mit Dreiflügel, Mistgabel und Sense hinter die Franzosen. Diesmal war aber der Schreck umsonst, denn erstens trifft es nur die Männer vom 17. bis 42. Lebensjahre, und die Philister können auch fernex hinter dem Ofen sitzen bleiben, und zweitens wird der Landsturm nur im äußersten Falle einberufen, zur Vertheidigung von Haus und Heerd, wenn es einem Feinde einfallen sollte, in unser Land einzufallen. Nun, in dem Fall greift ohnedies jeder deutsche Mann zu den Waffen, und dann ist's doch wahrhaftig besser, der Landsturm ist ein vorher schon militärisch organisirtes und eingeübtes Corps, als wenn erst im Augenblick der Gefahr Freischärler in ungeordneten Haufen zusammenlaufen, mit denen der Feind ebensowenig Umstände zu machen berechtigt wäre, als wir mit den Franciscus gemacht haben. Nein, der Landstürmer ist berechtigt, nach militärischen Regeln todtgeschossen zu werden, deswegen erhält er auch „militärische Abzeichen, die der Feind auf Schußweite erkennen kann.“ — Wenn's gilt, macht